

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnem. 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Durch einen Unfall an der Maschine konnte die Beilage der gestrigen Nummer nur einem Theile der Auflage betheilt werden. Wir fügen der heutigen Ausgabe dieselbe bei und bitten der Verzögerung wegen um Entschuldigung.

### Abonnements-Einladung.

Zum bevorstehenden Vierteljahrs-Wechsel erlauben wir uns, alle Arbeiter Berlins zum Abonnement auf das

### „Berliner Volksblatt“

mit der Gratis-Beilage

### „Illustrirtes Sonntagsblatt“

einzuladen.

Frei ins Haus kostet dasselbe für das ganze Vierteljahr 4 Mark, für den Monat April 1 Mark 35 Pf., pro Woche 35 Pf.

Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Zu dem bevorstehenden Umzug machen wir unsere Leser noch ganz besonders darauf aufmerksam, die neue Wohnung dem Expeditur rechtzeitig anzugeben, damit in der Bestellung der Zeitung keine Unterbrechung eintritt.

Am 1. April werden wir mit der Veröffentlichung eines höchst interessanten und spannenden Romans aus der Feder Friedrich Gerstäcker's

### Im Eckfenster

beginnen.

Den neu hinzutretenden Abonnenten wird — soweit der Vorrath reicht — der bisher erschienene Theil des Romans

### „Gesucht und gefunden“

sowie das

### „Illustrirtes Sonntagsblatt“

gratis und franco nachgeliefert.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für das nächste Quartal zum Preise von 4 Mark entgegen.

Die Redaktion und Expedition des „Berliner Volksblatt.“

### „Nationalreichthum“.

Die Nationalökonomien der „alten Schule“, so kann man jetzt wohl getrost die Vertreter St. Manchesters nennen, haben immer mit Vorliebe auf den stetig wachsenden Nationalreichthum hingewiesen und aus demselben nicht nur die Blüthe eines Landes, sondern auch das Wohlbefinden aller seiner Bewohner gefolgert.

Besonders den Sozialisten der verschiedensten Richtungen wurde dieses stetige Wachsen des Nationalreichthums entgegengehalten, worauf diese allerdings erwiderten, daß

der Nationalreichthum gerade in demjenigen Lande der größte sei, in welchem der Unterschied der einzelnen Bevölkerungsklassen in Bezug auf den Besitz gleichfalls der größte sei. In England herrscht neben dem größten Wohlstande das größte Elend.

Auch sieht es fest, daß mindestens drei Viertel der Bevölkerung in den Kulturstaaten an dem Nationalreichthum wenig oder gar nicht theilhaftig sind.

Es liegen Berechnungen vor über den Nationalreichthum der sechs größten Nationen, die auf die Geschichte der Welt auch den meisten Einfluß gegenwärtig haben, nämlich Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Gesammtnationalreichthum dieser Staaten beträgt etwa 184 205 000 000 Dollars und diese enorme Summe vertheilt sich auf die einzelnen Nationen wie folgt:

|                              |                 |          |
|------------------------------|-----------------|----------|
| Vereinigte Staaten . . . . . | 43 642 000 000  | Dollars  |
| Großbritannien . . . . .     | 43 366 000 000  | „        |
| Frankreich . . . . .         | 35 898 000 000  | „        |
| Deutschland . . . . .        | 29 403 000 000  | „        |
| Rußland . . . . .            | 17 134 000 000  | „        |
| Oesterreich-Ungarn . . . . . | 14 762 000 000  | „        |
| Total . . . . .              | 184 205 000 000 | Dollars. |

Die Bevölkerungszahl dieser Länder war im Jahre 1880:

|                              |             |
|------------------------------|-------------|
| Vereinigte Staaten . . . . . | 50 155 783, |
| Großbritannien . . . . .     | 29 702 727, |
| Frankreich . . . . .         | 36 905 788, |
| Deutschland . . . . .        | 45 194 177, |
| Rußland . . . . .            | 87 795 987, |
| Oesterreich-Ungarn . . . . . | 37 741 434, |

Auf Basis dieses Aufstellens berechnet, würde bei gleichmäßiger Vertheilung auf den Kopf der Bevölkerung in den verschiedenen Staaten folgende Summe kommen: in den Vereinigten Staaten 872 Dollars, in Großbritannien 1451 Dollars, in Frankreich 972 Dollars, in Deutschland 656 Dollars, in Rußland 195 Dollars und in Oesterreich-Ungarn 391 Dollars.

Das sind allerdings betäubende Summen. Man hat oft von Seiten der „alten Schule“ behauptet, daß eine Vertheilung des Nationalreichthums auf die einzelnen Personen sämtliche Menschen arm machen würde. Nach obiger Aufstellung leuchtet das gerade nicht ein.

Nehmen wir in Großbritannien eine Arbeiterfamilie von fünf Köpfen, Mann, Frau und drei Kinder; bei der Theilung des Nationalreichthums würden dieselben erhalten 7255 Dollars, das sind rund 30 Tausend Mark!

In Deutschland allerdings kämen auf die Familie nur gegen 14 Tausend Mark. Das ist aber immer noch etwas Anderes, als wenn der alte Rothschild die „Theiler“ mit den Worten abgepeißt haben soll: „Ich be-

trägt 40 Millionen Thaler, in Deutschland leben vierzig Millionen Menschen, wir wollen nun theilen, ich gebe Jedem einen Thaler, dann hat Niemand etwas.“ — Wir würden dieses Scherzes nicht Erwähnung thun, wenn derselbe nicht in zahlreichen Zeitungsartikeln und Broschüren alles Ernstes gegen die sogenannten „Theiler“ seiner Zeit in's Gefecht geführt worden wäre — und von politischen Siedenschläfern bisweilen noch heute als Waffe gegen Windmühlen benutzt wird.

Natürlich denkt kein Sozialist an das vollkommen sinnlose „Theilen“. Die von uns reproduzirten Ziffern, den Nationalreichthum betreffend, beweisen aber: in den Kulturländern ist soviel Gesammtbesitz (Nationalreichthum) vorhanden, daß Niemand bei richtiger Anwendung desselben zu barben brauchte.

Natürlich ist das nicht so aufzufassen, als ob es möglich oder wünschenswerth wäre, daß die sämtlichen Bewohner der genannten Kulturländer sich nach Art moderner Großkapitalisten einfach von dem Zinsvertrage ihres „Nationalreichthums“ ernährten, wobei ihnen die übrige Menschheit als Arbeiterklasse gegenüber stehen würde. Das Unsinnsige dieser Vorstellung einmal ganz bei Seite gelassen, der Ertrag wäre alsdann auch kein ausreichender. Zu fünf Prozent berechnet kämen auf jede Person in Deutschland noch keine M. 150 jährlich, auf jede Person in den 6 großen Kulturländern zusammen noch nicht Mark 120 jährlich.

In der That ist die jährliche Einnahme aller Bewohner dieser Länder natürlich viel größer als eine solche Rente. Sie beträgt z. B. in England (im Jahre 1876) jährlich etwa M. 850 pro Kopf, während die fünfprozentige Rente des Nationalreichthums nur nahezu M. 300 pro Kopf ausmacht.

Nun ist es klar, daß diese Ertragsquoten nichts ewig Gleiches sind, sondern etwas Flüssiges, nach der Höhe der ökonomischen (technischen und sozialen) Entwicklung sich richtendes, durch Fortschritte in dieser Beziehung enorm zu steigendes. Großes leistet in dieser Beziehung gewiß die technische Veredlung der Produktion und der Naturbeherrschung überhaupt. Ohne sie bliebe die Menschheit stets auf eine niedrige, ärmliche Daseinsform beschränkt. Aber mit dem technischen Fortschritte allein ist's nicht gethan; es muß der soziale hinzukommen — die zweckmäßige Benutzung der technischen Errungenschaften durch die Gesellschaft.

Eine derartige Entwicklung vollzieht sich natürlich nur durch eine Regelung der Produktion, bei welcher auch die Nichtbesitzenden durch ihre Arbeit am Ertrage des Nationalreichthums vollen und reichlichen An-

„Was hast Du, Hans?“ frug die Mutter, die keinen Blick von dem Sohne verwandte und der auch deshalb die Bewegung nicht entging.

„Oh, oh, nichts, Mama,“ lachte der junge Mann; „es war nur — ich weiß nicht — ich — habe . . .“

„Nun, was hast Du? Weshalb sprichst Du nicht frei von der Leber weg?“

„Kannst Du das Rauchen vertragen, Mama?“

„Das Rauchen?“ rief Frau von Solberg wirklich erschreckt aus; aber, Hans, Du rauchst doch nicht?“

„Nur einmal am Tage, Mama,“ lachte der Sohn, „und zwar von Morgens bis Abends.“

„Aber, Hans, das ist ja entsetzlich!“ rief Fränzchen, während die Mutter sprachlos vor Entsetzen daneben saß — „wie kannst Du nur . . .“

„Ja sieh, Schatz,“ sagte der junge Mann, „wenn man sich so Jahr nach Jahr da draußen allein in der Welt herumtreibt, fremd überall, wohin man kommt, und immer nur allein auf sich selber angewiesen, da fühlt man das Bedürfnis, irgend welche Zerstreuung wenigstens zu haben, und fällt dann, als die unschuldigste, auf das Rauchen.“

„Unschuldigste?“ sagte die Mutter, indem sie mit dem Kopf schüttelte, „die Raucher verpesten in ihrer Unschuld gewöhnlich ihre ganze Nachbarschaft.“

„Aber doch nicht mit guten Zigarren, Mama, und daß ich keine schlechten rauche, kannst Du Dir etwa denken. Mir selber ist wirklich das Rauchen zum Bedürfnis geworden, aber wenn es Dich so genirt, werde ich es gewiß in Deiner Nähe vermeiden. Irgend ein Plätzchen findet sich ja doch überall, wo man diesem, wenn Du willst, Laster fröhnen kann“ — und er zog die Hand wieder aus der Tasche zurück und faltete beide, wie in stiller Resignation, in seinem Schooß.

„Aber dann fühlst Du Dich nicht behaglich, und Dein Zimmer ist natürlich noch nicht eingerichtet . . .“

„Oh doch, Mutter,“ beruhigte sie Hans, „forge Dich deshalb nicht.“

Die Mutter rang mit einem großen Entschlusse. „Nein,“ sagte sie plötzlich, „Du sollst den ersten Tag in Deiner Heimath

nicht gleich etwas entbehren, woran Du gewöhnt bist. Ich dulde allerdings sonst kein Rauchen in meinen Räumen, heute aber soll Dir eine Ausnahme gestattet sein — aber auch nur heute. Morgen mußt Du Dich wieder den Hausgesetzen fügen.“

„Meine gute Mama,“ sagte Hans wirklich gerührt, „das ist denn doch zu liebenswürdig von Dir, und ich weiß nicht einmal, ob ich es nur annehmen darf.“ Er schwankte in der That einen Moment zwischen seiner Delikatesse und Sehnsucht nach einer schon schwer entbehrten Zigarre. Ihm selbst unbewußt war er aber dabei mit der Hand schon wieder in die Tasche gefahren, die seine Zigarren barg, als ihm auch die Schwester noch zu Hilfe kam.

„Ja, Mama, das ist recht, heute Morgen darfst Du rauchen. Es sieht auch interessanter aus, wenn er von seinen Fahrten erzählt und dann gleich wie ein halber Bootsmann dabei sitzt; er hält es doch sonst nicht aus.“

„Oh, Fränzchen, darin bist Du im Irrthum,“ sagte Hans, aber schon mit der Zigarrentasche in der Hand, „was ich entbehren muß, kann ich auch entbehren, und habe das schon oft genug bewiesen, wenn man's aber haben kann . . .“ Der Diener war eben wieder hereingekommen, um das Frühstück-Service hinaus zu tragen, als sich Hans an ihn wandte:

„Ach, lieber Freund, dürfte ich Sie wohl um etwas Feuer bitten!“

Der Diener sah ihn erstarrt an: einmal war er diese freundliche Anrede und sogar Bitte nicht gewohnt, denn hier im Hause wurde nur befohlen, und dann hielt der Fremde eine wirkliche Zigarre in der Hand, die er doch jedenfalls mit dem Feuer anzuzünden beabsichtigte, und das hatte er in der freiherrlichen Familie noch nicht erlebt. Im Hause wußte auch noch Niemand, wer er war, denn der alte Claus, der ihnen allein hätte Auskunft geben können, verkehrte mit Keinem von ihnen und hielt sich vornehm zurückgezogen von der ganzen Dienerschaft. Aber dem Wunsche des Gastes, da kein Gegenbefehl von der Herrschaft kam, mußte natürlich Folge geleistet werden, und der Mann sprang auf das freundliche Wort und

### Heuilleson.

### Im Eckfenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker. (Fortsetzung.)

Die Dame schüttelte immer noch vor sich hin den Kopf, denn dies waren von den ihren so himmelweit entfernte Ansichten, daß sie sich dahinein natürlich nicht so rasch finden konnte. Der Vater aber, obgleich er wohl eben so wenig wie seine Gemahlin mit den hier ausgesprochenen Grundsätzen übereinstimmen mochte, folgte einem andern, bis jetzt noch unbegreiflichen Gedanken, wovon nämlich sein Sohn die ganze Zeit gelebt und sich auch Geld erworben habe, denn von Handarbeit hatte er sich nicht so gekleidet, wie er da vor ihm stand. Fehlte ihm doch nicht einmal seine Glacehandschuhe, die jetzt neben ihm auf dem Tisch lagen, und einzelner Schmuck, den er an ihm bemerkte, und der seinem forschenden Blick ebenfalls nicht entgangen war, rührte eben so wenig von Spitzhade und Schaufel her.

„Um, Hans,“ sagte er endlich, indem er sich vorsichtig zuerst ein wenig räusperte, „das ist Alles recht schön und gut, und davon sprechen wir vielleicht später, aber jetzt möchte ich doch — möchte ich doch wirklich erfahren, in welcher Weise Du Deinen — Lebensberuf, könnten wir sagen, da drüben erfüllt hast. Du siehst mir für einen Holzhacker oder Lastträger doch ein wenig zu anständig aus, mußt also jedenfalls auch noch etwas Anderes getrieben haben.“

„Ich? Gewiß, Papa,“ sagte Hans, der sein Frühstück brenndet hatte, die Tasse zurückschob und wie unwillkürlich mit der Hand in die Tasche griff, als ob er etwas herauszuholen wollte, aber doch dabei wieder inne hielt. Er sah zugleich halb lächelnd, halb verlegen die Mutter an. Er hatte jedenfalls etwas auf dem Herzen, getraute sich aber, wie es schien, noch nicht mit der Sprache heraus.

theil nehmen können, während sie jetzt vielfach trotz alles vorhandenen Nationalreichtums Hunger leiden müssen.

Der gesteigerte Nationalreichtum an sich kommt der Gesamtnation keineswegs ohne Weiteres zu Gute, da sich derselbe bei unregelmäßiger Produktion nur in wenigen Händen ansammelt. Deshalb erscheint uns auch der Name „Nationalreichtum“ keineswegs richtig zu sein. Der gesamten Nation gehört der in einem Lande vorhandene Reichtum nicht, auch das Land selbst hat kein absolutes Recht an demselben, da jeder einzelne Besitzer mit sammt seinem immobilien Besitz aus dem Lande fortziehen kann.

Der Besitz ist vielmehr ein Einzelbesitz und so wäre der Ausdruck Individualreichtum für den in einem Lande angehäuften Besitz, wenn man von dem Staats-eigentum absieht, viel zutreffender, als das Wort „Nationalreichtum“.

### Politische Uebersicht.

Auch die Schnapdbrenner rühren sich um ihrer nothleidenden Industrie aufzuhelfen. Die Abg. Uthsen und Geyers haben im Reichstag einen Antrag gestellt, der im Wesentlichen dahin geht, daß eine geringfügige Erhöhung der Besteuerung, dafür aber eine Steigerung der Ausfuhrvergütung stattfinden soll. Der Antrag würde, falls er zur Annahme gelangte, den Schnapdbrennern zum großen Vortheil gereichen, weil der Staat so gut wie nichts damit an Einnahme erzielen würde und das Volk den Schnaps theurer bezahlen müßte. Der Antrag ruft bereits in den Grenzländern Repressalien-gedanken wach. So wird aus Wien dem „Prager Tageblatt“ telegraphisch: „In Folge der Branntweinsteuer-Vorlage im Reichstag, die durch eine Steuererhöhung und die damit verbundene Restitutions-Erhöhung den österreichisch-ungarischen Spiritus-Export schädigen würde, vereinbarten die österreichischen Spiritusfabrikanten mit den ungarischen gemeinschaftliche Schritte bei den beiderseitigen Parlamenten zu unternehmen, um die eventuellen Beschlüsse Deutschlands zu paralytisiren. Die hierauf bezüglichen Vorschläge, welche ebenfalls in einer geringen Steuererhöhung mit der gleichzeitigen Erhöhung der Ausfuhr-prämie kulminiren, fanden in den parlamentarischen Kreisen die vollste Würdigung.“

**zum Kapitel „Wahlfreiheit.“** Die Wahl des national-liberalen Dr. Haarmann (Wahlkreis Bochum) ist von der Wahlprüfungskommission beanstandet worden. Der Beschluß der Kommission ist besonders bemerkenswerth und wichtig, weil zum ersten Male, und zwar mit 8 gegen 4 Stimmen angenommen ist, daß Wahlbeeinflussungen der großen Arbeitgeber oder ihrer Angehörigen ihren Arbeitern gegenüber die Ungültigkeit einer Wahl ebenso herbeiführen können, wie Wahlbeeinflussungen öffentlicher Behörden oder Beamten. Wenn der Beschluß der Kommission, wie kaum anders zu erwarten ist, die Billigung des Reichstages findet, so wird dem Wahl-terrorismus der Arbeitgeber in den Industriebezirken, namentlich in den Rheinprovinz in Oberschlesien, Westfalen und der Rheinprovinz ein kleiner Niesel vorgehoben werden können.

Als Bismarckspende hat man aus Miessbach in Bayern einen Buchbullen und fünf Kalbinnen nach dem jetzt für den Fürsten Bismarck wieder erworbenen Stammgut Schönhausen gekauft. Der Eisenbahnwagen, in welchem die Thiere befördert wurden, war dekoriert. Die guten Miessbacher hatten sogar einen Thierarzt mitgeschickt. Der Bulle ist nun, wie man hört, mit sammt den Kalbinnen glücklich angelangt; hoffentlich wird es also in Zukunft in Schönhausen nicht an gutem Vieh mangeln.

Der Bundesrath hielt am Dienstag eine kurze Sitzung ab. In derselben wurde von den Beschlüssen des Reichstages zu dem Bericht der Reichsschuldenkommission über die Verwaltung des Schuldenwesens des Norddeutschen Bundes und des Reiches Kenntniß genommen. Eine Vorlage, betreffend die Aufhebung der für Hochseefischerfahrzeuge und ein Entwurf einer Verordnung über die Rationen der Marine-Bahnmänner wurden den Ausschüssen überwiesen. Der Gesetzentwurf betr. die Postdampfschiffverbindungen mit überseeischen Ländern wurde nach den Beschlüssen des Reichstages einstimmig angenommen, derselbe geht nunmehr zur Vollziehung an den Kaiser. Angenommen wurden ferner die Anträge der Ausschüsse betreffend die Tara für Tabakblätter. Die Tara für Verzoilung saucierter Tabakblätter in Thierhäuten wird von 6 auf 8 Mark erhöht. Fabrikanten kann der Zollfreie Bezug von Tabak in Mengen von mehr als 50 und weniger als 250 Kilogramm (bisher weniger als 50) gestattet werden. Nach dem Antrag der Ausschüsse ertheilte der Bundesrath dem Gesetzentwurf wegen Verlängerung des Gesetzes betr. die Verabreichung der Steuervergütung für Rohwaid auf 9. März

für ein weiteres Jahr bis Ende Juli 1888 seine Zustimmung. Der Gesetzentwurf geht an den Reichstag. Auf den mündlichen Bericht des Justizauschusses wurde der bereits kommissarisch bei dem Reichsgericht beschäftigte Staatsanwalt Treplin zum Reichsanwalt in Vorschlag gebracht.

**Afrikanisches.** Ueber das westafrikanische Gesandtschafts-Verhalten die „Hamburger Nachrichten“ von einem Leser folgende Zuschrift: „Es freut mich, konstatiren zu können, daß die verschiedenen Zeitungsmitteltheilungen, nach denen es den Mannschaften der bei Kamerun stationirten deutschen Kriegsschiffe „Bismarck“ und „Olga“ unterzogen sei, Nachrichten über die dortigen Vorgänge in die Heimat zu senden resp. die Briefe der Mannschaften einer Zensur unterworfen würden, unbegründet sind, da mir heute ein vom 8. Februar datirter Brief von meinem auf dem „Bismarck“ dienendem Sohne zugegangen ist, der ziemlich ausführliche Schilderungen in Bezug auf das Leben und Treiben am Bord der Schiffe enthält. Ich lasse hier das, was von allgemeinem Interesse ist, aus dem Briefe meines Sohnes folgen: Die Korvette „Bismarck“ liegt seit dem 18. Dezember in der Mündung des Stromes, nur einmal hat sie die Anker gelichtet, um die aufzubrechenden Gewordenen Neger in Malimbia (4 Stunden Seefahrt von Kamerun) zur Ration zu bringen. Die „Olga“ liegt 3 Stunden stromaufwärts von dem „Bismarck“ entfernt, dicht unter Land. Der Admiral begab sich Anfang Februar vom Ankerplatz der „Olga“ per Dampfschiff weiter ins Land hinein, jedoch wurde ihm auf dem Rückwege die Passage durch quer über den Fluß gelegte Baumstämme versperrt. Erst nach zweitägigen Verhandlungen und schließlichen Drohungen ließ man ihn passieren. Am Bord des „Bismarck“ befinden sich 23 Neger aus Freetown, 12 Matrosen und 11 Heizer, die den übrigen Mannschaften gleich gestellt sind; aber die Aerie sind so faul, diebstahlig und unsauber, daß die deutsche Mannschaft sich sehr ihrer wieder ledig zu werden, was auch vom Kommando beabsichtigt sein soll, zumal häufig Raufereien zwischen den deutschen und Neger-Mannschaften vorkommen, welche eine gegenseitige Erbitterung erzeugt haben. Charakteristisch für die letztere ist, daß sie förmlich jubeln, wenn einer der ihrigen wegen Diebstahls oder Faulheit gepeitscht wird. Der Gesundheitszustand der Mannschaften ist ein guter, jedoch läßt die Nahrung zu wünschen übrig, zumal es an den untern Deutschen nun einmal unentbehrlichen Fleischspeisen fehlt.“ — Wir können kaum glauben, daß der Briefschreiber richtig berichtet hat. Es heißt nämlich: „Die Neger sind den übrigen Mannschaften gleichgestellt“ hinterher wird aber gesagt, daß die Neger wegen Diebstahls oder Faulheit gepeitscht werden. Das ist wohl nicht möglich, denn unjenseits des Flußes darf sich kein Vorgesetzter auf den deutschen Kriegsschiffen an seine Untergebenen vergrämen. Hier ist also Aufklärung dringend notwendig.

**Reichstag und Abgeordnetenhause** treten belanlich am 14. April wieder zusammen. Im Reichstag, wo der Schwerpunkt der Arbeit auf der Zollvorlage ruhen wird, hofft man in vier Wochen die Session schließen zu können. Das Abgeordnetenhause, wo von größeren Aufgaben nur noch das Verwendungsgesetz zu erledigen ist, wird voraussichtlich noch früher fertig werden; man hofft, in vierzehn Tagen die Session und damit auch die Legislaturperiode schließen zu können. Jedenfalls ist durch das lange gleichzeitige Tagen der beiden Körperschaften die Wirkung erzielt worden, daß die parlamentarische Arbeit vor Pfingsten abgeschlossen werden kann, was seit geraumer Zeit nicht mehr der Fall gewesen ist.

Der in Aussicht stehende russisch-englische Konflikt hat bereits Veranlassung zur Erörterung der Kaperei-Frage gegeben. Zwei russische Blätter, die deutsche „St. Petersb. Ztg.“ und die „Moskauer Ztg.“, hatten in den letzten Tagen eine Diskussion darüber geführt, ob die Bestimmung der Pariser Deklaration von 1856, „die Kaperei ist und bleibt abgeschafft“, in praktischer völkerrechtlicher Geltung sei, oder also in einem russisch-englischen Kriege Rußland Kapereidreife ausgeben, d. h. Private ermächtigen könnte, englische Handelschiffe aufzubringen. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ drückt die Deklaration von 1856 ab und bemerkt dazu: „Die Deklaration ist also eben eine Erklärung. Die Frage, ob sie in dieser Form rechtsverbindlich ist, lassen wir dahingestellt. Das russische Raisonnement, daß die nicht allgemeine Annahme der Deklaration einen Einfluß auf die Tragweite derselben ausübt, ist aber insofern richtig, als allerdings aus jener Thatsache sich ergibt, daß es sich bei der Deklaration nicht um allseitig anerkannte Grundzüge des allgemeinen Völkerrechts handelt, sondern um eine Verabredung, die in mehr oder minder bindender Form zwischen einzelnen Staaten getroffen ist. Der Ausbruch eines Krieges zwischen zwei derselben kann deshalb die Wirkung haben, daß die Gültigkeit dieser Verabredung zwischen den kriegführenden Staaten außer Kraft tritt. Immer bleiben aber auch unter dieser Voraussetzung die Bestimmungen der Deklaration für die Neutralen in Kraft, welche nicht in der Lage sind, sich auf den Grund zu berufen, aus dem die Gültigkeit von den kriegführenden bestritten werden könnte.“ — Russischerseits

dem ersten Eindruck folgend (seine aristokratische Natur würde sich sonst dagegen empört haben) viel rascher als gewöhnlich, um das Verlangte herbei zu schaffen, und das war nicht leicht, denn Streichhölzchen gab es fast gar nicht im Reich der Familie.

Wie Hans dem Diener um Feuer bat, flog Französischens Blick unwillkürlich nach der Mutter hinüber, und sie bemerkte rasch, wie sich deren Augen erstaunt auf den Sohn hefteten. Auch der Freiherr wurde dadurch gewissermaßen aus seiner lethargie gerüttelt, denn er hatte die letzte Viertelstunde wie in einem Halbtraum gesehnen.

Wie gleichförmig war bis dahin sein Leben verfloßen, wie alltäglich, die Zeit natürlich ausgenommen, welche die Herrschaften hier in Rhodenburg oder dem Jagdschloß zu brachten! Dann allerdings hatte seine Existenz einen Zweck, er war alle Tage zur Tafel befohlen, ja eigentlich deren Seele, denn ohne ihn hätte die ganze Tafel nicht bestehen können; und wie gnädig verkehrten Ihre Königliche Hoheit mit ihm, wie huldvoll wurde er manchmal angelächelt und trug dann den ganzen Tag Glück und Seligkeit im Herzen herum! So lange die Herrschaften mit ihm zufrieden waren, existirte weiter keine Welt für ihn, und es gab da Momente, wo er mit seinen Füßen kaum den Boden zu berühren, sondern fast nur über der Erde zu schweben schien.

Wenn der Hof dagegen die Stadt verließ, war es, als ob Rhodenburg — für ihn wenigstens — ausgestorben gewesen wäre. Das Schloß stand leer, es gab kein Theater, keine Soirée, kurz, er wurde nicht mehr gebraucht und schloß sich deshalb, da Niemand sonst in Rhodenburg besondere Notiz von ihm nahm, verlassen und elend.

Jetzt dagegen war ihm plötzlich in dieses, sonst bodenlose Nichts ein Ereigniß gefallen, das mit dem Hofe nicht in der geringsten Beziehung stand, und er brauchte erst einige Zeit, bis er sich das in seinem Innern ordnete und sichtete. Auch die Einzelheiten der Ueberraschung frappirten ihn, das Uebersteigen des Geländers, das unangenehme Eintreten, die Unbefangenheit des Sohnes, und jetzt sogar der Zigarrendampf, den dieser in der größten Gemüthsruhe hier in seinem Zimmer

ausblies, ja der Sohn selber, der ihm so lange gefehlt, daß er ihn fast vergessen hatte, denn er war bei Hofe nie erwähnt worden. Er bedurfte wirklich einiger Zeit, bis er alle diese einzelnen Umstände in seinem Geiste zusammenfassen und ordnen konnte, und erst als das geschehen war, kam er wieder auf die Oberfläche der Erde zurück.

Die Mutter hatte, als die erste Dampfvolke zu ihr hinüberstrich, abwehrend etwas mit ihrem Luche gemezelt, jetzt aber, da kein Hinderniß mehr oblag, nahm sie des Gatten vorher gethane Frage auf und sagte: „Ja, Hans, jetzt möchte auch ich Dich bitten, uns zu sagen, welches Leben Du da drüben geführt hast; es ist natürlich, daß die Mutter das zu erfahren wünscht. Apropos, wo sind denn eigentlich Deine Sachen?“

„Mein Gepäck? Im Hotel, Mama, wo ich die Nacht geschlafen habe; wir können es nachher holen lassen.“

„In welchem Hotel bist Du abgestiegen?“

„Im Goldenen Löwen, es war der nächste am Bahnhof.“

„Im Goldenen Löwen?“ rief der Vater in wahrhaftem Erstaunen aus. „Das ist ja eine ganz ordinäre Fuhrmannskneipe!“

„Sehr vorzüglich ist es nicht,“ lachte Hans, „aber was that die eine Nacht, und früher, so weit ich mich erinnere, war es das Beste.“

„Du hast doch hoffentlich Deinen Namen nicht in das Fremdenbuch geschrieben?“ sagte die Mutter erschreckt.

„Und weshalb nicht, Mama? Ich wollte doch nicht hier inlognito auftreten!“

„Es ist schrecklich!“ rief die Mutter, „morgen steht Du zwischen lauter Viehhändlern und Krämmern im Tageblatt.“

„Ja, das ist nun nicht mehr zu ändern,“ lachte Französisch, „und die Rhodenburg werden sich nicht schlecht den Kopf darüber zerbrechen; aber nun laß ich auch erzählen, Mama, denn wir erfahren ja sonst wahrhaftig kein Wort von der Geschichte.“

„Ja, mein Herz,“ sagte Hans, indem er seinen Arm

war in der oben erwähnten Erörterung betont worden, daß die Deklaration von 1856 nicht die Unterworfenen Spaniens, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexikos, Brasiliens, Perus, Chills, Chinas und Japans aufweise, welche alle zusammen etwa 530 Millionen Einwohner haben. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ scheint nun andeuten zu wollen, die Deklaration von 1856 könne deshalb durch den Krieg ebenso, wie jeder andere Vertrag zwischen kriegführenden Staaten, außer Kraft gesetzt werden. Die „Nat. Ztg.“ meint dazu: „Wir können dieser Darlegung — welche politisch wohl die Bedeutung eines nach England hin ertheilten Winkes hat — so wenig beistimmen, wie der jüngsten officiösen Auseinandersetzung, monach Reis Kontrebände sein soll. Für den Friedenszustand bedarf es keiner Abschaffung der Kaperei, die im Frieden einfach als Seeraub bestraft wird; der Kaiser sagt der Pariser Deklaration: „Gegenwärtige Erklärung ist und wird nur zwischen denjenigen Mächten verbindlich sein, welche derselben beigetreten sind oder beitreten werden,“ hat unseres Erachtens nur dann einen Sinn, wenn sie für den Kriegsfall bestimmt ist.“

### Oesterreich Ungarn.

Ungarn kann getrost in Punkt großer Diebereien und gräßlicher Volkswirtschaft neben Rußland gestellt werden. Von der dortselbst herrschenden Volkswirtschaft sind zu wiederholtenmalen die haarsträubendsten Vorkommnisse in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Postdieschäfte gehören zu den Alltäglichkeiten, ohne daß die Herren Diebe erübt werden. Warum sie nicht erübt werden, erzählt man sich die wunderbarsten Dinge, die allerdings nicht zu den unglaubwürdigen gehören. Vor Kurzem kamen innerhalb vier Tagen vier Postdieschäfte ziemlich hoher Geldbeträge vor. Daß da nicht gewöhnliche Diebe hantiren, ist einleuchtend, weil dieselben nicht so leicht zu Geldbriefen und Geldsäcken gelangen. Diese Diebe müssen also äußerlich sehr anständige Leute sein, die eine Art Aktien-Gesellschaft bilden, um die Diebereien im Großen zu betreiben und die ihre Mitglieder in den verschiedensten Gesellschaftskreisen haben müssen. Eine solche Art organisirten Diebstahls ist natürlich einträglich, als der niedere, gewalthätige, der darin besteht, in Wägen einzubrechen, Geldkassen aufzusprennen u. s. w. Jedenfalls auch ein Zeichen der Zeit.

Als in Wien die Verhaftung des Hauptmanns Potier des Schalles wegen Verdacht des Landesverrats bekannt wurde, gab es viele, die an die Möglichkeit des Verbrechens nicht glauben wollten. In der Presse trat besonders der „Bester Lloyd“ für die Wahrscheinlichkeit der Unschuld des Verhafteten ein. Jetzt schreibt das Blatt auf Grund neuerer Berichte aus Wien: „Angesichts des angeammelten Beweismaterials soll Hauptmann Potier in Widersprüche gerathen sein und Geständnisse abgelegt haben, die klarlegen, daß er von den seiner Verhaftung als Archivar im Landesbeschreibungs-Bureau des Generalstabes anvertrauten Geheimmaterialien unerlaubten Gebrauch gemacht habe. Man bestreitet uns im Allgemeinen die Richtigkeit der bisher bekannt gewordenen Beschuldigungen in Betreff des Verhafteten von Beschreibungen und Zeichnungen strategischer wichtiger Objekte an den Grenzen Tirols und Kärnthens.“ Im weiteren Verlauf der Mittheilungen des „Bester Lloyd“ wird bemerkt, daß Potier in nächster Zeit einer namhafteren Geldsumme bedürfte, weil er in einem oberösterreichischen Wahlkreise als Kandidat der liberal-konservativen Partei auftreten wollte. — Seltsame Ironie: also weil der Mann als liberal-konservativer Abgeordneter das Vaterland retten wollte, verlor er sich das Geld dazu durch Verrath des Vaterlandes zu verschaffen!

Das Gesetz über die Reform des ungarischen Oberhauses hat in dem letzteren eine Reihe tiefgreifender Veränderungen durchgemacht, so daß es von der ursprünglichen Vorlage wenig mehr als den Titel behalten hat. Die Tendenz der 210 Magnaten, die auf Grund ihrer Grundsteuerleistung von 3000 Gulden den Sitz im Oberhause haben sollten, in 160 aus den Kreisen der Intelligenz, der Fachleute Ernannten ein Gegengewicht zu bieten, ist an dem Widerstande des Hochadels gescheitert. Neben jenen 210 Pairs werden 26 Bischöfe Ägen, so daß der kirchlich-feudalen Koalition von vornherein die Mehrheit gesichert sein wird. Zu diesen geborenen Gesetzgebern kommen hinzu 50 Mitglieder des desaströsen Adels und 30 ernannte Mitglieder, welche Zahl nach fünf Jahren auf das Minimum von 50 gebracht werden kann. Alle Amendements, welche eine Aenderung dieser Bestimmungen bezweckten, wurden abgelehnt, so u. A. dasjenige, welches die sogenannten Indigenen, d. h. solche, die in beiden Reichshälften mit Sitz und Stimme in der Landesvertretung ausgetreten sind, auch fernerhin, als ungarische Oberhausmitglieder anerkennen und die Pflicht zur Option streichen wollte.

### Franreich.

Die Deputirtenkammer vollte gestern einstimmig einen Kredit von 50 Millionen für Tonkin, das Votum über den weiteren Kredit wurde bis nach der Konstituierung des neuen Kabinetts vertagt. — Der Senat genehmigte den von der De-

um die Schulter der neben ihm sitzenden Schwester legte, „aber der fatale Tabakrauch.“

„Um Gottes willen, ich erstick“, rief Französisch, bog den Kopf so viel sie konnte zur Seite und fing an zu husten; der ungewohnte Rauch war ihr wirklich in die Kehle gekommen.

„Ja, mein Herz,“ fuhr Hans fort, ohne von dem Husten weitere Notiz zu nehmen, nur daß er sie löstlich. „Da ist eben nicht viel zu erzählen, so interessant auch vielleicht für Euch die Einzelheiten meines allerdings sehr bewegten Lebens sein möchten. Mit kurzen Worten will ich Euch aber wenigstens einen Ueberblick geben. Ich ging, wie Ihr wißt, von hier nach Nordamerika, die Taschen so voll von Empfehlungen, wie das Herz voll froher Hoffnungen; ich sollte mich in beiden getäuscht sehen. Die Empfehlungen halfen mir gar nichts, als daß ich bei einem oder dem andern der betreffenden Herren vielleicht einmal zu Tische geladen wurde. Damals jürnte ich allerdings der ganzen Welt, später aber sah ich doch selber ein, daß jene Leute ihren vollkommen guten Grund dafür gehabt, denn was in der Gottes Welt hätten sie mit mir anfangen sollen?“

„Aber ein gebildeter junger Mann findet doch überall sein Fortkommen,“ sagte etwas ungläubig die Mutter, denn ihr Sohn hatte damals Briefe von den ersten Familien des Landes mitgenommen, „und solche Rekommandationen bekommt nicht Jeder.“

„Hilft Alles nichts, liebe Mutter,“ lachte Hans, „die Leute da draußen sind viel zu praktischer Natur, als sich solchen Schreibebriefen zu Liebe mit fremden Leuten einzulassen, die ihnen gleich beim ersten Anblick als „grün“ erscheinen.“

„Grün?“ fragte der alte Freiherr.

„Es ist der Ausdruck dort. Sagen wir: unreif, was etwa dasselbe bedeutet. Ich kam jedenfalls grün ins Land, und es fiel Niemandem ein, das Lehrgeld für mich zu zahlen. Das mußte ich selber thun und that es ehrlich. Mein Geld, das ich mit hinüber genommen — es waren fünfshundert Thaler, weicht Du noch, Mama? — verzehrte ich nicht zum zehnten Theil; um das Uebrige betrog mich in größter Geschwindigkeit ein biederer Landmann, ein

unterkammer votierten Kredit von 50 Millionen für Tonkin ohne Debatte. — Vom Kriegsministerium ist Befehl erteilt worden, 8000 Mann Infanterie, 6 Batterien Artillerie und eine Eskadron Spahis unverzüglich nach Tonkin abgehen zu lassen. Das Projekt der Bildung eines Korps von 50 000 Mann bleibt bis zur Bewilligung des Kredits seitens der Kammer ausgesetzt. (Ist inzwischen bereits bewilligt.) Die transatlantische Kompanie erbietet sich, in 35 Tagen 10 000 Mann zu befördern, die Einschiffung würde alsdann vom 4. bis 9. April stattfinden.

### Großbritannien.

Die Admiralität hat beschlossen eine mächtige Kriegsflotte für die Ostsee zu organisieren. In Portsmouth sollen alle diensttauglichen Schiffe binnen 14 Tagen zum Auslaufen bereit sein. Unter denselben werden sich die Turmschiffe „Inferno“, „Deoastation“ und „Aupet“, welche Kanonen im Gewicht von 33—81 Tonnen, sowie Torpedos und andere Kriegsvorrichtungen an Bord haben, ferner der Monitor „Cyclops“, die Korvetten „Active“, „Volage“, „Emerald“ und „Comorant“, „Mercury“ und „Bacchante“, sowie das Avisoboot „Gordelia“ befinden. Es werden Anstrengungen gemacht werden, den „Colossus“ eines der neuesten und stärksten Turmschiffe der Kriegsmarine seefertig zu machen. Zwanzig andere Schiffe, sowie eine ebenso große Anzahl von Torpedoboote sollen ebenfalls in Bereitschaft zum Auslaufen gehalten werden. Sonnabend erhielt die Verwaltung der Staatswerke in Devonport die Befehle, die Panzerschiffe „Iron-Dule“, „Hyacinth“, „Hotspur Conquest“ und „Decate“, sowie alle entbehrlichen Kanonen und Torpedoboote auszurüsten und Meldung zu machen, wann diese Schiffe bemannt werden könnten. Die Admiralität hat ferner Anstalten getroffen, um mehrere große Kaufschiffe von großer Fahrgeschwindigkeit als armierte Kreuzer und Transportschiffe für die Beförderung von Truppen auszurüsten. Für diese Zwecke sind vorläufig die Dampfer „Cetraria“, „Dragon“, von der Cunard-Linie, „Alaska“ und „Arizona“ von der Gulon-Linie und „America“ von der Nationallinie gemietet worden. Alle diese Anordnungen werden angeblich nur getroffen um den „Frieden“ aufrecht zu erhalten.

### Ägypten.

Ueber die Verhaftung Behber Pascha's wird der „Pol. Kor.“ aus Kairo geschrieben: „In diesem englischen Kreise erzählt man, daß es dem General Wolsey gelungen sei, einer zwischen dem Mahdi und Behber Pascha geflohenen geheimen Korrespondenz auf die Spur zu kommen. Chiffrierte Depeschen mit Nachrichten über die Bewegungen der englischen Truppen wären täglich von Kairo an einen Groß-Scheych der Beduinenstämme in der Gegend von Khuan abgegangen und von diesem über Dongola an den Mahdi weiter befördert worden. Es handelte sich um den Plan, die Beduinen zu insurgieren und der englischen Armee in den Rücken zu fallen. Im Hause Behbers in Alexandria wären Dokumente saßiert worden, aus welchen die Existenz dieses Planes nachgewiesen werden könne. Bei den Söhnen Behber's habe man gleichfalls mit dem großen Siegel Mohamed Ahmed's versehene, kompromittierende Schriftstücke gefunden. Die näheren Freunde Behber's leugnen jedoch entschieden jede Kenntnis desselben mit dem Mahdi und versichern, daß von den angeblichen kompromittierenden Korrespondenzen sicherlich nicht gesprochen werden würde, wenn Berichtspersonen mit der Hausuntersuchung beauftragt worden wären, weil man eben nichts kompromittierendes gefunden hätte. Auch sei es Behber nicht zuzutrauen, daß er kompromittierende Dokumente nicht besser zu verwahren gewußt hätte. Die letzte Anschauung theilen hochgestellte Persönlichkeiten. Da ein gerichtliches Verfahren nicht stattfindet, so ist es leicht möglich, daß die Welt die Wahrheit in dieser mysteriösen Affaire gar nicht oder mindestens nicht so bald erfährt.“

### Amerika.

Die großen Schladmereien in Chicago haben vollauf zu thun, die Aufträge für England zu effektuieren. Die Fairbanks Canning Company hat 4 000 000 Pfund, die Armour Packing Company 5 400 000 Pfund zu liefern übernommen. Es wird Tag und Nacht gearbeitet, um diese Aufträge, die größten, die man je in Chicago erhalten, innerhalb zwei Wochen auszuführen. Das Fleisch wird nach Woolwich verschifft. Ferner haben amerikanische Schiffswerften, die sich mit dem Bau von Sternraddampfern beschäftigen, Aufforderungen erhalten, Pläne für den Bau von 30 Sternraddampfern, die zur Fahrt auf dem Nil bestimmt sind, einzureichen. Jedes Schiff soll etwa 500 Tons groß sein. Aus Pittsburg und St. Louis sind Offerten eingereicht.

### Sien.

Die englische Regierung giebt sich außerordentliche Mühe, den Emir von Afghanistan auf ihre Seite zu ziehen. Zu diesem Zweck ist am 27. v. M. der Vizkönig von Indien, Lord Dufferin, in Rawul Bindi eingetroffen, um dort mit dem Emir zu beraten. Dem Beyieren wird ein königlicher Empfang zu Theil werden. Rawul Bindi ist eine Stadt von

junger Gauner, vielleicht eben so alt, wenn nicht noch jünger als ich selber, und dann erst wurde ich auf mich und meine eigene Kraft angewiesen. Ich fand bald, daß ich keine Stelle, das heißt keinen Platz finden konnte, wo ich mir den Tag die Ellbogen hätte an einem Ladentisch abreiben dürfen und dafür meinen Lebensunterhalt bekam. Die Leute, die Geld zahlten, wollten auch etwas Wirkliches dafür gethan haben, und dahinein fand ich mich zuletzt. Nun lesen wir allerdings hier oft in stetigen Berichten — in Amerika sind mir wenigstens verschiedene Male solche Bücher in die Hand gekommen —, daß der Arbeitslohn für Zimmerleute, Maurer, Handwerker oder sonst wen so und so viel Dollars pro Tag macht, und das klingt den Leuten in Europa denn wirklich fabelhaft. Daß diese Arbeiter aber oft Monate lang herumlaufen und das bis dahin verdiente Geld verzehren können, ehe sie wieder Beschäftigung in der Höhe des Lohnes, ja, oft um irgend welchen Lohn finden, steht nicht dabei, und so ging es auch mir. Ich nahm jede Arbeit an, die ich bekommen konnte, aber die dauerte dann selten lange, und ohne mich lange zu besinnen, griff ich zu etwas Anderem. Wenn ich dann auch keine Schätze dabei sammelte, lernte ich doch das amerikanische Leben gründlich kennen.

„Das trieb ich sechs Jahre und war in der Zeit auch nicht einmal im Stande, mir selbst nur hundert Dollars zu ersparen. In der Zeit hatte ich aber auch herausgefunden, daß man in Amerika mit harter Arbeit wohl sein Leben fristen, aber nichts wirklich verdienen konnte, dazu war Spekulation nöthig, und auf die warf ich mich; ich fing an, Handel zu treiben.“

„Du Hans?“ rief seine Schwester und sah ihn mit ihren großen Augen verwundert an, „Du bist Kaufmann geworden?“

„Das will ich nicht sagen, Herr,“ lachte der Bruder, „Kaufmann kann man es eigentlich nicht nennen, denn dazu fehlte mir das Kapital. Ich lernte aber bald, welche Waaren einen möglichen Markt fanden und vortheilhaft verwerthet werden konnten. Dabei verkehrte ich sehr viel mit deutschen Schiffen und kaufte gewöhnlich Alles, was

nahezu 20 000 Einwohnern, wichtig als letzte große Eisenbahnstation im Pendschab; die eigentliche Endstation Bishawer liegt in einer rings von abgesehenem Hochland umflossenen Ausbuchtung der Indusebene und dicht am Fuße des Gebirges. Rawul Bindi ist der geeignete Ort zu einer größeren Truppenkavallerie. Darum wählte Lord Dufferin, der die Wirkungen auf orientalische Plantagen nicht unterschätzt, diesen Ort zu einer Zusammenkunft mit dem Emir, lange bevor die afghanische Frage ein drohendes Aussehen bekam. Lord Dufferin hatte damals schon die Absicht, zahlreiche Truppen um Rawul Bindi zusammenzuführen, jetzt hat er das vielleicht in erweitertem Maße gethan. Freilich dürften sich die indischen Truppen mehr zu einer Schaustellung als zu einer Aktion wider einen ernsthaft zu nehmenden Feind eignen.

### Kommunales.

In der vorgestrigen außerordentlichen Sitzung des Magistrats hat derselbe für die durch den Tod des Rathsmaurermeisters Bary erledigte Stelle den Maurermeister A. Rohmer, Bionierstraße 17, zum Rathsmaurermeister gewählt und wird der Stadtorordneten-Versammlung eine Vorlage machen. An Stelle des auf sein Ansuchen vom 1. April cr. aus seinem Amte ausscheidenden Stadtwachmeisters Dulan ist der frühere Bezirksvorsteher und Stadtorordnete Donny vom Magistrat gewählt worden.

Im Namen einer Anzahl von Zeitungs-Spediteuren hatte Herr Lange bei dem Magistrat beantragt: „Die Stadt wolle den Zeitungsverlauf in den Trinkhallen nicht weiter gestatten.“ Motiviert wurde der Antrag damit, daß sie für ihre Lokalitäten große Miethe und in Folge dessen nicht unbedeutende Mietsteuer zahlen müßten, was bei den Zeitungsverläufern in den Trinkhallen nicht der Fall sei. Der Magistrat hat beschlossen, den Antrag abzulehnen, da in einer Stadt wie Berlin der Zeitungsverlauf auf den Straßen eine Nothwendigkeit geworden sei.

In der Stadtbibliothek im Rathhause befindet sich ein Reliefbild des verstorbenen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften Prof. Böhm. Im Auftrage der Familie Böhm hat sich der Schmeißer des Verstorbenen, Prof. Gneist, mit dem Gesuchen an den Magistrat gewendet, Katt des in der Bibliothek befindlichen Reliefs ein anderes, ähnlicheres Reliefbild nach einem Modell des Prof. Vegas anbringen zu dürfen. Der Magistrat hat beschlossen, das Anerbieten mit Dank anzunehmen.

Seitens des Oberpräsidenten ist die Wahl des Bauathes Dobrecht zum Stadtbaurath von Berlin bestätigt. Zugleich sind die veränderten Anstellungsbedingungen genehmigt worden.

### Lokales.

Was haben die Berliner Vieh- und Schlachthof-Anlagen gekostet? Die Antwort auf diese Frage ertheilt die „Deutsche Fleisch-Beitung“ in folgendem:

|  |           |
|--|-----------|
| Eisenbahnanlage nebst Anschlüssen an die Verbindungsbahn | 1 224 440 |
| der Viehmarkt  | 8 512 369 |
| der Schlachthof  | 2 711 802 |
| Verwaltungsgebäude und Dienstwohnungen                   | 217 614   |
| Gas, Beleuchtung, Wasserleitung und Entwässerung         | 197 275   |
| Terrain-Regulirung, Pflasterung und Umwehung             | 1 049 943 |
| Bauführungs-Kosten und Insgesamt                         | 208 667   |
| Gesamt-Summe   | 9 222 110 |

Hierzu kommen:  
Für Anlauf des Terrain 958 010,66  
Vergütung der Grunderwerbs- und Baukosten 470 266,92  
Regulirung und Pflasterung der nach dem Vieh-  
hof führenden Straßen 724 666,45  
für Kanalisation derselben 251 421,98  
für Beschaffung des Mobiliars 98 973,21

Gesamt-Summe 2 501 339,22  
so daß die ganze Anlage mit 11 723 449,22 M. zu Buch steht; davon entfallen nach anteiliger Vertheilung der gemeinschaftlichen Ausgaben:

|                        |              |
|------------------------|--------------|
| a) auf den Viehhof     | 7 315 144,44 |
| b) auf den Schlachthof | 4 408 304,78 |

Zu letzter Summe treten noch die Summen, welche für Ablösung der Schlachtereigenthümer gezahlt sind; es sind dies 491 263,53 M. Hierzu kommen 6 000 000 M., gezahlt an die Vieh- und Schlachthof-Gesellschaft, so daß die Kosten des Schlachthofes betragen:

1 091 263,53 M. 5 499 563,31

Ist das vielleicht keine Fleischvertheuerung, Ihr Herren Manchestermänner?

g. Die Berichte in den Zeitungen über die Veranstaltungen zu dem Fackelzuge am Dienstag hatten die Bewohner

die Kapitäne privatim mitbrachten. Daran machte ich, ohne meine Körperkraft weiter zu bemühen, einen ganz hübschen Nutzen, so daß ich mir in einigen Jahren mehrere tausend Dollars verdienen konnte.

„Da kam der amerikanische Krieg, und ein spekulativer Deutscher hatte es für vortheilhaft befunden, eine Ladung alter, austrangirter Gewehre von hier nach Bräun zu schaffen, um dort, wie er glaubte, einen enormen Preis dafür zu bekommen. Die Amerikaner wissen aber recht gut ein brauchbares von einem unbrauchbaren Gewehr zu unterscheiden; sie mochten die ihnen gedragten Waffen nicht haben, und wie der Kapitän in aller Verzweiflung und in der Angst, die ganze Fracht mitnehmen zu müssen, zu dem Entschlusse kam, sie um jeden Preis los zu schlagen, kaufte ich ihm den ganzen Plunder ab und fand bald, daß ich einen sehr guten Handel gemacht, denn es waren mehrere tausend Stück sehr gute Gewehre dabei. Jetzt engagirte ich eine Anzahl junger deutscher Handwerker, Schlosser, Schmiede und Büchsenmacher, um meinen Waarenvorrath wieder in Stand zu setzen. Natürlich affordirte ich die Arbeit, das Stück zum halben Dollar, was allerdings meinen ganzen Waarenvorrath so ziemlich auf die Reize brachte, aber ich wußte auch, wohin mit meinem Anlauf. In Peru war wieder eine Revolution ausgebrochen, die Spanier bedrängten das Land ebenfalls, und da gerade ein englisches Schiff Ladung für Lima einnahm, packte ich meinen ganzen Waarenvorrath auf und ging nach Peru.“

„Ich hätte nicht geschweideteres thun können; ich verkaufte meine sechs-tausend Gewehre, die mich wenig genug gekostet hatten, jedes einzelne mit vier bis fünf Dollars Nutzen und bekam dadurch ein tüchtiges Kapital in die Hände. In Peru selber machte ich dann noch ein paar glückliche Spekulationen, und — da bin ich! Das Heimweh packte mich und ließ nicht eher locker, bis ich den nächsten besten Dampfer über Panama benutzte, um zu Euch zurückzulehren. Wie lange ich hier bleibe? Quien sabe — die Zeit muß es lehren; aber ich mußte Euch erst einmal wiedersehen, und kann ich mich dann mit dem alten Deutschland und seinen etwas wunderlichen Einrichtungen nicht befreunden, nun gut, dann lehre ich wieder

der umliegenden Ortschaften und Städte in großen Massen nach Berlin gelockt und daher krübelte und wibbelte es nach Beendigung des Festzuges um 1/10 Uhr auf den verschiedenen Bahnhöfen wie in einem Bienenkorbe. Bei einem derartig starken Menschenandrang zu dem Festzuge ist es ganz natürlich, daß die Berliner Bauernfänger und Taschendiebe ebenfalls ihren „guten Tag“ gehabt haben werden. An manchen Punkten war das Publikum auf ganze Strecken weit „festgekittet in fürchterliche Enge“. Die Vorderen konnten die durch energische Schuppleute gebildete Barriere nicht durchbrechen und die Hinteren, welche mit jeder Minute anwuchsen, drängten unaufhörlich nach. Originell war der Einfall einer Anzahl junger Leute, welche die Zimmerstraße durchgegangen waren, um bei dem Kreuzungspunkte sich einen Blick nach der Feststraße zu verschaffen. Einer derselben schrie plötzlich: „Da haben wir ja den Taschendieb!“ worauf die Vorderen, von Neugierde getrieben, ihren Posten in Haufen verließen und nach hinten liefen, wo der Ruf erscholl. Inzwischen waren die jungen Leute schnell vorgezogen und hatten sich so durch einen gelungenen Coup eine sehr gute Position verschafft. Geradezu als verwerflich muß es bezeichnet werden, daß trotz aller Warnungen in den Zeitungen wieder zahlreiche Eltern mit ihren Kindern, sowie schwächliche Frauen und Mädchen nicht unterließen, sich in die Massen einzudrängen. Personen, welche als Fackelträger den Brachtwagen der Germania und den afrikanischen Anhang, welche ganz besonders die Schaulust reizten, begleiteten, vernahmten wiederholt bei Straßenzugängen, welche sich an der Schlossbrücke abgespielt und einer großen Anzahl von Frauen und Kindern das Leben gekostet haben! Für künftige, ähnliche Veranstaltungen wäre es übrigens gut, wenn die Schuppleute nicht nur die Verbindung des Betretens der abgesperrten Straße, sondern auch für Bereitung ungeheurer Andrange dadurch sorgten, daß einige Schuppleute namentlich die Straßenzugänge hinter der Chaine sich auf- und abbewegen. Das einschüchtlende Publikum würde diese Maßnahme anerkennen und den Warnungen der Beamten sicher Gehör schenken.

Zur Warnung für Auswanderer. Der für 1884 kürzlich erschienene Jahresbericht der „Deutschen Gesellschaft der Stadt Newyork“, welche in dem Berichtsjahre das Fest ihres hundertjährigen Bestehens gefeiert hat und deren Zweck es ist, deutschen Auswanderer beizustehen und nothleidenden Deutschen und deren Nachkommen Hilfe zu gewähren“, enthält u. A. folgende für Auswanderungslustige beherzigenswerthe Mittheilungen: „Auch während des vergangenen Jahres“, so heißt es auf Seite 417 des Berichts, „ward unsere Hilfe wieder häufig in Anspruch genommen von neu eingewanderten Familien, welche leichtgläubig das Vaterland verlassen hatten und gänzlich mittellos oder mit sehr beschränktem Geldmitteln hier angekommen waren. Sie hatten meist erwartet, gleich Beschäftigung und Lohn in Fülle zu finden oder auf Kosten Anderer nach dem Westen auf eine Farm oder nach einem anderen für sie gerianeten Arbeitsfelde befördert zu werden. In unserer mit Arbeitern aller Art überfüllten Weltstadt bleibt die Enttäuschung nicht lange aus; Beschäftigungslosigkeit, Miethschulden, Krankheit u. s. w. führen dann solche Einwanderer schon kurz nach ihrer Landung hilfesuchend zu uns, und so gern wir auch nach Kräften Beistand bieten, so können wir doch solchen Bittstellern die erbetene Unterstützung immerhin nur bis zu einem gewissen Grade zukommen lassen.“ Auf Seite 59 des Berichts wird vor den von Spekulanten vielfach verbreiteten betrügerischen Anpreisungen amerikanischer Anstaltungsgebiete, wie folgt, gewarnt: Die „Deutsche Gesellschaft“ muß Allen abrathen, Anpreisungen hiesiger Ländereien unbedingt Glauben zu schenken. Solche Anpreisungen sind immer mit größter Vorsicht aufzunehmen, und Auswanderer sollten sich nicht vorzeitig durch dieselben bestimmen lassen, wohin sich zur Ansiedelung zu wenden. Die Landbesitzerungen an im Bau begriffenen Eisenbahnen führen zu ausgedehnten Landpekulationen, welche man durch Agenten, namentlich in Europa, zu befördern sucht, sei es durch Landverkäufe, meist zu Preisen weit über den wirklichen Werth oder durch Anwerbungen unter den Auswanderern, ohne Rücksicht darauf, ob ihnen Klima und Boden zusagen werden.“ — Es steht zu hoffen, daß diese Warnungen um so mehr Beachtung finden werden, als die „Deutsche Gesellschaft“, wie in dem Jahresbericht hervorgehoben wird, der Auswanderungspropaganda gegenüber grundsätzlich neutral steht, indem sie weder zur Auswanderung nach Amerika ermutigen (was ursprünglich auch einer ihrer Zwecke war), noch dieselbe verhindern will.

Ein überaus glänzendes Meteor, eine Feuerkugel, wurde, wie die „R. Fr. Ztg.“ hört, vorgestern Abend, wenige Minuten vor 9 Uhr, von Berlin aus am südöstlichen Himmel, nordwestlich der Mondscheibe, gesehen. Die Erscheinung tauchte im Süden etwa 30 Gr. über dem Horizont auf, nahm die Richtung nach Nordost und schien in nur geringer Höhe über der Erde dahin zu eilen. Sie war 5 bis 6 Sekunden lang

nach dem Süden zurück und beginne mein abenteuerliches Leben auf's Neue.“

Die Eltern hatten ihn mit keiner Silbe unterbrochen, denn was sie hörten, war zu ungeheuerlich, um sich ihrer Gefühle gleich bewußt zu werden oder ihnen fogar Ausdruck zu verleihen. Ihr Sohn, Hans von Solberg, Nachkomme des freiherrlich Solberg'schen Geschlechts, als Kofferträger, als Handlanger, als Tagelöhner und dann mit dem Anlauf alter, austrangirter Gewehre beschäftigt, um sie, da man sie dort für untauglich fand, mit vier bis fünf Dollars Nutzen für das Stück einem andern Staate aufzuhängen! — Die Mutter fühlte allerdings mehr das Unpassende einer solchen Thätigkeit, und ebenso vielleicht die Schwester, der Vater dagegen in seinem alten, bis jetzt durch nichts gebrochenen Adelsblute wagte diesen entsetzlichen und mit der größten Unbefangenheit vorgebrachten Thatsachen gegenüber kaum zu athmen, und als Hans endlich schwieg, war es ihm, als ob eine Zentnerlast von seiner Brust genommen, eine andere aber noch darauf liegen geblieben wäre.

„Das ist die Welt da draußen,“ murmelte er endlich leise vor sich hin, „das sind die Länder, welche man die gelobten nennt — unbegreiflich, unbegreiflich!“

Hans hatte, in seine alten Erinnerungen vertieft, die Gegenwart der Eltern fast vergessen, keinesfalls aber an ihre alten Vorurtheile und Ansichten dabei gedacht — Du lieber Gott, sie waren in den alten Pöpsverhältnissen aufgewachsen und konnten ja keinen Begriff von dem neuen, frischen Leben da draußen haben!

„Und das sind lauter Republiken?“ gab der Vater endlich seinen Gedanken Worte.

„Lauter Republiken, Papa.“

„Aber Du erwähnest doch vorhin, daß Du jenen — jenen Handel mit einer Regierung abgeschlossen hättest, mein Sohn.“

„Nun ja, Papa, mit der republikanischen Regierung.“

(Fortsetzung folgt.)

schickbar und legte in dieser Zeit etwa 50 Gr. am Himmel zu- rick, sich zuletzt etwas senkend und dann plötzlich geräuschlos verschwindend. Das Meteor hatte die scheinbare Gestalt und Größe einer großen Komete und bezeichnete seinen Weg mit einem schnell verschwindenden feurigen Schweif.

Die von dem Uhrmacher Dettmer verwundete Frau Ulrich ist dem „B.“ zufolge von ihrer lebensgefährlich er- schienenen Kopfverletzung so weit wieder hergestellt, daß sie in etwa acht Tagen das königliche Klinikum als vollständig ge- heilt wird verlassen können. Die Kugel freilich, welche Dettmer ihr in den Hinterkopf jagte, wird sie Zeit ihres Lebens mit sich herumtragen müssen; denn dieselbe ist, entsprechend der Voraussage der Ärzte, im Gehirn eingedrillt, ohne weitere Störungen zu veranlassen. Als ein besonders glücklicher Um- stand ist es anzusehen, daß, obwohl das Geschloß außer der Schädeldecke einen Teil des Gehirns durchbohrt hat und darin noch steckt, dennoch keinerlei Störung in den Verstandeskräften der Patientin eingetreten ist. Die Ärzte folgern daraus, daß die Kugel nur solche Theile des Gehirns getroffen hat, welche für das geistige und physische Leben von untergeordneter Bedeutung sind. Derartige glückliche Einheilungen von Ge- schossen im Gehirn sind in und nach den letzten Kriegen häu- figer beobachtet, und Gebetsrathe von Bergmann, der Direktor des königl. Klinikums, besitzt auf diesem Gebiete eine reiche kriegschirurgische Erfahrung, die ihn auch den glücklichen Aus- gang des in Rede stehenden Falles voraussagen ließ. Die gerichtliche Voruntersuchung und die Anklage gegen den in Noabit internirten Dettmer sind längst eingeleitet, und sobald über den Gesundheitszustand der Frau ein definitives Urtheil abgegeben werden kann, wird das Nachspiel im Noabiter Justizpalast stattfinden.

Vor einiger Zeit wurde hier, wie mitgetheilt, ein junger Mensch verhaftet, der unter dem Namen Wilhelm Graf von Württemberg eine Reihe Betrügereien verübt hatte. Derselbe entpuppte sich schließlich als der 20jährige Kommiss Wilhelm Kraugott Eberhard Birk, der wegen Verleumdung bereits wiederholt in der Charité wie in Dalldorf beobachtet worden ist. Am 26. v. Mts. ist er, der „Post“ zufolge, auf Grund eines Attestes des Geheimen Medizinalrathes Dr. Wolff abermals in die Charité als gemeingefährlich irrsinnig eingeliefert worden.

## Gerichts-Zeitung.

Wieder einmal „die Liebe hat ihn so weit gebracht“. Der Zeichner W. saß in seinem bescheiden möblirten Stüb- chen und träumte, die Elbdegen auf den kleinen Sophasch- schenkel. Seit Herr W. Fräulein Ottilie M. im Schiller- schloßchen in Gohls kennen gelernt hatte, träumte er immer und zwar recht schwermüthig. So viele Verherrlicher und Lobpreisler die Liebe auch gefunden hat, seitdem diese Ein- dung existirt, so hat es doch von jeher auch an solchen nicht gefehlt, die uns die Schattenseite derselben gezeigt haben. Wir wollen nicht von der Postiphar sprechen, auch nicht von Heine, denn der steht wie jene bei unsren schönen Verehrern in einem etwas üblen Gerüche; aber wir können eine Menge unerdächtiger Namen anführen, deren Träger mit Nachdruck vor den Fährlichkeiten der Liebe gewarnt haben. Selbst der alte gute Gellert kann sich einer Warnung nicht ent- halten. Nachdem er eine höchst jammervolle Liebesaffäre er- zählt hat, ruft er der liebeglühenden Jugend in väterlichem Tone zu:

„O Mägdlein, lern' aus der Geschichte,  
Die Dich vielleicht zu Thränen zwingt,  
Was für bejammernswürdige Früchte  
Die Liebe zu der Schönen bringt!“

Ob unser Freund, der Zeichner W., gerade an diese Strophe gedacht, das wissen wir nicht. Ihm schwebte aber, und das wissen wir, seit seiner „Verliebung“, stets der Refrain jenes Liedes vor: „Die Liebe, ach ja die Liebe, hat mich so weit gebracht.“

Doch, erzählen wir lieber, wie es ihm eigentlich ergangen ist. Anfangs Januar war er in Gohls gewesen und, nach- dem er dort mehrere Lokale besucht, ohne daß er sich be- friedigt fand, war er am Schillerhäuschen angekommen. Ueber eine Viertelstunde hatte er in wohlwollender Stimmung vor dem kleinen, beschiedenen Häuschen gestanden und hatte sich tief versenkt in die Gedanken an den großen National-Dichterbeiten. So, wie er da vor dem unansehnlichen Häuschen stand und hinauf schaute zu den kleinen Fenstern, die einst dem Dichter- fürsten das spätere Licht des Tages gebracht hatten zu seinen Viedern, die dann tausend Herzen entzündeten, und der jetzt in der Erde ruht, während seine Schöpfungen auf einfachen Tischchen, sowie auf goldenen Konjolen sich befinden; wie Herr W. das alles so bedachte, da ward ihm erst so recht die Größe dessen klar, den die deutsche Nation mit hohem Stolz sein eigen nennt. Und wie Herr W. so dastand, in erhabene Gedanken versunken, da wendeten ihm stöhnliche Mädchenstimmen aus seinen Träumen. Aus dem Schillerhäu- schen waren mehrere junge Mädchen getreten, auf welche die Anmuth ihre volle Gaben ausgebreitet hatte. Besonders eine von ihnen ließ unserm W. das Blut schneller wallen und als diese an ihm vorüberging, und ihn mit ihren großen dunklen Augen anblickte, da ward ihm stehend heiß zu Muthe. Unwillkürlich wandte er sich um und verfolgte die reizende Mädchengestalt, bis sie mit den übrigen in ein auf der an- deren Seite belegenes Haus verschwand. Als wenn es ihn mit tausend Gewalten zöge, ging er ihnen nach und, da es das beliebte und stets fast besetzte „Schillerloßchen“ war, das Jedermann gegen Zahlung von 30 Pf. den Eintritt gestattet, so betrat auch er den dichtgefüllten Saal. Soeben sollte das Konzert der Jahrgangigen Kapelle beginnen und alles drängte, um noch einen Platz zu erhalten, da kam der Kellner und brachte noch einen großen Tisch herbeigeschleppt und setzte ihn gerade dahin, wo Herr W. sich befand. Natürlich nahm er sofort Platz, wer aber beschrieb sein Entzücken zugleich mit seinem Erschrecken, als sich auch die von ihm verfolgten Damen heransetzten, und warum mußte gerade jene schwarzäugige ihn fragen, ob er es gestatte? Denn als sie ihn so ansprach mit ihrer schönen Stimme, die zu Herzen ging, und der allerliebste kleine Mund sich öffnete, um eine wahre Perlenschnur von lächelnden Bähnen zu zeigen, da hätte Herr W., daß es um sein bis dahin von der Liebe unberührtes Herz geschehen war. Fräulein Ottilie, denn so hatten die anderen Mädchen die Schöne genannt, setzte sich ihm zu allem Ueberflus gegen- über und wie sie so da saß in bloßer Taille und die Arme verstränkt, kamen ihre „war nicht äppigen, aber schönen Formen so recht zur Geltung. Die Damen hatten ihre Hand- arbeiten herausgenommen, nur Fräulein Ottilie that dies nicht. Und als sie Alle eine Weile still dagehessen hatten und sich kein Gespräch entwickeln wollte, da faßte Herr W. Muth und begann die Damen zu unterhalten. Nach und nach nahm die Unterhaltung die Gestalt eines herzlichen Geplauders an und die vielen leeren Plätzen mit ihren langen Hälsen zeigten an, wie wohl Herr W. sich bei der Gese und den Damen befand. Nach Beendigung des Konzerts begann der Tanz und wiederum war es ganz natürlich, daß Herr W. den ersten Tanz mit Fräulein Ottilie begann. Immer näher kamen sich die Herzen der Beiden und als endlich der Tanz sein Ende fand, da er- hielt Herr W. die Erlaubnis, Fräulein Ottilie nach Haus zu begleiten. Unterwegs hatte sie ihm erzählt, daß sie in einer Buchhandlung Kassirerin sei, und daß sie allein in der Welt dastehende, und er hatte ihr erzählt, daß er Zeichner sei und daß er sich ganz gut ernähre. Bis dahin hatte er mit Allem, was er mit seiner Angebeteten gesprochen, die reine Wahrheit gesagt, aber damit, daß er sich gut ernähre, hatte er die erste Lüge gesprochen, denn es wurde ihm im Gegenheil recht herz-

lich sauer, mit seinem schmalen Verdienst sein Auskommen zu haben.

Seit jenem Abend aber, an dem er sein Herz verlor, war er mit seiner Ottilie öfters zusammengetroffen, und nach und nach hatte er auch ihr Herz gewonnen. Und seit sie ihm dies gefunden, und seit sie sich Beide innig geküßt, waren sie jeden Abend und jeden Sonntag Nachmittag ausgegangen, der ersten, reinen Liebe Glück mit vollen Flügen genießend. Das aber ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß gebären.“ Er hatte gelogen, als er ihr gesagt, daß er sich gut ernähre, und das täuschte sich bitter an ihm, denn Fräulein Ottilie fand es ganz selbstverständlich, daß er ihr öfters Ge- schenke machte, sie fand es natürlich, daß er jedes Mal die Reche bezahlte, und daß er sie des öfteren ins Theater führte. Das Alles aber kostete viel Geld und das gerade hatte ja Herr W. nicht. Und weil er es nicht hatte, da machte er — Schulden. Diese wuchsen für seine Verhältnisse riesen- groß an, und wenn er sich ab und zu einen Ueberblick über dieselben machte, da ward ihm ganz bitterlich um's Herz, denn sie alle zu bezahlen, dazu war verwehrt wenig Aussicht vorhanden.

An jenem Tage nun, als wir ihn in seinem Stübchen sitzen sahen, da war er geradezu in Verzweiflung. Nicht daß er gerade heute von einem Schuldner hart bedrängt ward, nein, das war es nicht. Er sollte vielmehr heute Abend mit seiner Angebeteten zum Kränzchen gehen und hatte — keine Stiefel. Das eine Paar, das er besaß, war völlig zerrissen, und gerade am Oberleder, so daß an eine schnelle und billige Reparatur nicht zu denken war. Für die fünf Mark, die er vorhin auf dem Weichsel für seinen Ueberzieher erhalten, konnte er sich keine neuen kaufen und dann mußte er doch auch einige Groschen für heute Abend haben. Wie er nun so traurig sinnend dasah — und ab und zu nach dem „Tage- blatt“ gegriffen hatte, das auf dem Tischchen lag, da ging es plötzlich wie ein Lichtstrahl durch sein düsteres Sinnen. Er hatte einen jener bekannten Iprischen Ergüsse gelesen, die „Staet's Nachfolger“ von Zeit zu Zeit in der diesigen Tages- presse stecken läßt, und nun schien ihm geholfen zu sein.

Eine halbe Stunde später befand er sich in dem großen Geschäftslokal jener Firma und war im Schwelge seines Angekäufes thätig, sich aus der Masse ihm vorgelegter Stiefeln ein passendes Paar herauszuwählen. Aber so viele es auch waren, wollte doch merkwürdiger Weise keines passen. „Ach, möchten Sie nicht so gut sein,“ sagte er zu der ihm bedienenden Dame, „und mir lieber einige Paar in meine Wohnung senden, dort kann ich mir bequem und in aller Ruhe ein passendes Paar auswählen, und ich sende Ihnen die anderen morgen früh mit dem Gelde für das behaltene Paar zurück.“ Der liebenswürdige Prinzipal hatte gar nichts dagegen und Herr W. den, wie wir gesehen haben, die Liebe erfindetisch ge- macht hatte, schwamm in Wonne, als er mit einem Paar feinstenagel-euer Stiefeln das Kränzchen besuchen konnte. Am anderen Morgen packte er sämmtliche, ihm von Staet zur An- probe gelandten Stiefel ein und ließ diesem sagen, es passe auch von diesem kein Paar und er werde gelegentlich selbst hinkommen und etwas wählen.

Herr Staet's Nachfolger aber war natürlich nicht sonderlich erbaud von der Unverschämtheit des Herrn W. und als dieser sich auch nach Verlauf von 14 Tagen nicht hatte sehen lassen, da besuchte er ihn, wobei er ihm, als er gemerkt, daß Herr W. nur für den einen Abend die Stiefel hatte benutzen wollen, mit Recht den Vorwurf machte, daß solches Verfahren einem Geschäftsmann gegenüber nicht anständig sei. Da gab nun ein Wort das andere und schließlich kam es zu Be- leidigungen die sich Herr Staet's Nachfolger natürlich nicht gefallen lassen wollte. Aber weiter als zum Friedensrichter kam die Sache nicht, denn, als Herr W. dem beleidigten Richter die Geschichte seiner Liebe erzählte, da verzog ihm dieser und Herr W. brauchte nur eine Mark Kosten zu bezahlen, und dafür hatte er doch an jenem Abend die neuen Stiefel getragen.

Fräulein Ottilie aber und Herr W. lieben sich noch immer.

## Vereine und Versammlungen.

hr. In der gut besuchten Delegirten-Versammlung der Tischler, welche am Dienstag Alte Jakobstraße 37 statt- fand, wies Herr Benz in einem kurzen Referate über die Frage: „Wie erhalten wir unsere Konkurrenzfähigkeit in Ber- lin?“ in überzeugender Weise nach, daß die Berliner Möbel- fabrikation, die für den Export produziert, dadurch, daß die Ar- beitgeber die von der Lohnkommission gestellten Forderungen (9 einhalbstündige Arbeitszeit und Minimallohn von 18 Mark wöchentlich) bewilligen, keineswegs konkurrenzunfähig werde. Er konstatierte, daß die Preise für Möbel in Hannover, Stutt- gart, Hamburg bedeutend höher sind, als in Berlin. Es wür- den nicht in bereits 890 Werkstätten die Forderungen bewilligt worden sein, wenn die Schundfabrikanten mit ihrer Behaup- tung, daß dadurch die Konkurrenzfähigkeit Berlins in Gefahr komme, recht hätten. In der Diskussion wurde darauf hin- gewiesen, daß die Konkurrenzfähigkeit und der Export Berlins dadurch, daß die Schundproduktion in Berlin beseitigt wird, nur gewinnen können. Es folgte dann die Be- sprechung der Arbeitsverhältnisse in den Werkstätten von Hecht, Wasserthorstraße 27, von Lange, Ludauerstraße 11, von Hüder, Grünstraße 19, und in den Tischlereien Koch, Jollisch, Varjen und Bötscher. In Bezug auf alle diese Werk- stätten wurde von solchen, die früher in denselben gearbeitet haben, konstatiert, daß die in denselben arbeitenden Kollegen mehr oder weniger den Forderungen, welche im Interesse der Gesamtheit gest. sind, nicht entsprechen. Die Weidenbach'sche Werkstatt betreffend, gab Herr Benz die Erklärung ab, daß, wie die Lohnkommission sich durch genaue Information überzeugt habe, Alles, was in der Sonntags-Versammlung von einem Kollegen zu Ungunsten dieser Werkstatt ausgesagt worden sei, auf Unwahrheit beruhe. Die dann folgenden Debatten über zwei Unterstützungsgesuche führten zu dem Ergebnisse, daß das eine dieser Gesuche abgelehnt, das andere, welches ein Kollege zu Gunsten eines krank darniederliegenden früheren sehr thätigen Mitgliedes der Lohnkommission gestellt hatte, durch Be- willigung von 15 Mk. aus der Unterstützungskasse und durch den Beschluß, Sammlungen in den Werkstätten zu veranstalten, erledigt wurde.

Im Fachverein der Schmiede sprach am Montag Abend im Vereinslokal (Grawwille'sche Bierhallen) Herr Regierungs- baumeister K e l l e r über Unfallversicherung. Redner behandelte das Thema in durchaus sachlicher Weise und sprach sich schließ- lich dahin aus, daß dasselbe trotz aller Mängel ein Fortschritt in der Arbeiterschutzgesetzgebung sei. Der als Gast anwesende Herr Tischlermeister M i t a n dagegen war der Meinung, daß der Nachtheil größer denn der Vortheil sei, das hätten die Ar- beiter Abgeordneten auch eingesehen und deshalb gegen das Gesetz gestimmt. Herr D r e w i y gab den Vortheil der Un- fall-Versicherung gegen das Haftpflichtgesetz in manchen Fällen an, sprach aber sein Bedauern darüber aus, daß dasselbe nicht für das ganze Schmiedegewerbe eingeführt sei, obgleich kein Handwerker so sehr wie der Schmied, trotz größter Vorsicht (Redner führt mehrere Beispiele an), Unfällen ausgelegt sei. Herr M a t h e e s berichtete dann über den Streik in Breslau, bei welcher Gelegenheit Herr D r e w i y darauf hinwies, an dem Breslauer Streik zu lernen, denn nur durch eine gute Organisation sei etwas durchzuführen. Alsdann wurden einem in Roth gerathenen Mitgliede 10 Mark bewilligt. Nach Erledigung des Tageslohnens machte der Vorsitzende bekannt, daß die 3. öffentliche Generalversammlung am 13. April in demselben Lokale stattfinden. Der Verein zählt bereits 425 Mitglieder, ist also erfreulicher Weise in stetem Wachsen.

Der Fachverein der Stellmacher Berlins hielt am Montag, den 30. v. M., eine regelmäßige Versammlung im Vereinslokal, Inselstraße 10, ab. Auf der Tagesordnung stand: 1. Kasfenbericht. 2. Vorstandswahl. 3. Statutenber- athung. 4. Verschiedenes. Der Kasfenbericht wurde, nachdem er verlesen, ohne Widerspruch angenommen. Bei der Vor- standswahl wurden folgende Herren gewählt: Heider, Eisen- bahnhofstraße 5, 1. Vorsitzender; Graad, Marienburgerstraße 15, 1. Schriftführer; Hering, Kommandantenstr. 11, 1. Kassirer; Glaubig, Seelmann und Böhm zu deren Stellvertretern; Tausch, Köbler und Kockohl zu Revisoren. Bei der Statuten- berathung wurde § 2 dahin geändert, daß der Arbeitsnachweis unentgeltlich stattfindet, wo hingegen früher 25 Pf. bezahlt werden mußten. Bei „Verschiedenes“ macht Herr Menzel bekannt, daß am 2. Osterfeiertag, Vorm. 10 Uhr, im Lokal „Deutscher Kaiser“, Votbringerstraße, eine öffentliche Generalversammlung der Stellmacher Berlins stattfinden und bittet um rege Bethel- ligung. Am Schluß wurde noch der Antrag des Vorsitzenden: Der Verein wolle sich dem Kohlebesitzer'schen Rechtschutzbureau Neubaus, München, als Abonnet angeschlossen, angenommen.

Der Fachverein der Kohrlieger hielt am 29. v. M. eine Versammlung im Lokale der Herren Wolf und Krüger in der Staligerstraße ab. Herr Dr. Bohn hielt einen Vortrag über die Verhältnisse im Sudan, den dortigen Sklavenhandel, die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen und die Entstehung des j-jigen Krieges. Die nächste Versammlung findet am 12. Mai statt.

Den Mitgliedern des Vereins der Einseher Berlins (Tischler) zur gefälligen Nachricht, daß am Dienstag, den 7. April, Vormittags 10 Uhr, im Vereinslokal, Neue Friedrich- straße 44, eine General-Versammlung stattfinden. Tages- Ordnung: 1. Kasfen- und Revisions-Bericht. 2. Publikation der gestrichenen Mitglieder. 3. Verschiedenes. 4. Fragekasten. Quittungsbuch legitimirt. Die Kollegen werden ersucht, recht zahlreich am Plage zu sein. Neue Mitglieder werden vor und nach der Versammlung aufgenommen.

## Vermischtes.

Ein erzgebirger Waggon. Im Bahnhofe der Dester- reichisch-ungarischen Staatsbahn in Budapest gerieth jüngst, wie das „Budapester Tagblatt“ berichtet, ein Passagier mit dem Fieberfieber, welcher ihn zum Bahnhofe geführt hatte, wegen eines zu wenig gezahlten Betrages in Streit. Polizei- kommissar Balla erschien deshalb in dem Wartesaal erster Klasse, wohin sich der Passagier begeben hatte, und forderte diesen auf, dem Rutscher noch 40 Kr. zu geben, da er dieselben rechtmäßig zu fordern habe. Kaum hatte der Kommissar aus- gesprochen, als der Fremde auf ihn loslieferte und ihn miß- handelte. Auf das Inspektionszimmer geführt, sagte derselbe, er sei Fürst Anton Balsfy. Als der Kommissar sich hier miß- billigend über das Benehmen des angeblichen Fürsten äußerte, verzog dieser ihm wiederum zwei wuchtige Ohrenflüge. Der Wärm löste zwei Herren in das Inspektionszimmer, von wel- chen der eine ein Abgeordneter war, welcher den von einem so unethischen Wuthausfalle ergriffenen Herrn als den lebendigen Baron Gega Apor erkannte. Der Polizei- kommissar nahm nun ein Protokoll über die Angelegenheit auf und ließ dann den Baron frei. Baron Apor ist Oberhaus- Mitglied.

Eine verlassene Braut. In einer von einer Wittve ge- haltenen Viehkneipe verkehrten, dem „Kiewl.“ zufolge sehr eifrig vier unjertrennlige Freunde, „vom Militär“, nicht iowohl, weil dort das Bier besonders gut war, sondern weil alle vier an den Augen der hübschen Tochter der Wirthin fruer ge- gangen hatten und nicht abgesehen waren, das Mädchen als Frau heimzuführen. Um nun ihr kameradschaftliches Ver- hältniß nicht zu trüben, was unschlagbar geschehen wäre, falls der Eine oder der Andere der vier Freunde seinen Kameraden den Rang abgelassen hätte, beschloßen sie, den Gegenstand ihrer Liebe unter sich zu vertheilen. Es wurden vier Papier- streifen, von denen der eine die verheißenden Worte „mein Gold“ trug, zusammengestellt. Der Glückliche, dem dieses Billet zufiel, machte auch sofort einen Heirathsantrag und wurde akzeptirt. Die drei übrigen Freunde trösteten sich damit, daß sie ihre Theilnahme an der bevorstehenden Hochzeit des jungen Paares als Schaffer zusagten.

## Kleine Mittheilungen.

Kottbus, 30. März. (Sozialdemokratische Demonstration.) Gestern Nachmittag hat hier das Begräbniß eines Sozial- demokraten stattgefunden. Zwischen 500 und 600 Parteigenossen, darunter solche aus Spremberg, Forst u. c., folgten, alle mit rothen Schleifen oder rothen Blumen im Knopfloche. Auch ein Kranz mit mächtiger rother Schleife wurde im Zuge ge- tragen. Natürlich erregte der eigenartige Zug bedeutendes Aufsehen unter den Passanten. Auf dem Friedhofe ange- kommen, legte einer der Vorführer der diesigen sozialdemo- kratischen Partei mit einigen wenigen Worten den Kranz auf den Sarg, und gleichzeitig begannen die Umstehenden ihre rothen Blumen und Schleifen in das Grab zu werfen. Von der Polizei waren der Herr Inspektor und ein anderer Be- amter erschienen; dieselben fanden keinen Anlaß zum Ein- greifen.

Ueber die Gruben-Katastrophe in Dombrau veröffent- licht die Wiener „Presse“ nachstehenden amtlichen Bericht des vom Ackerbauministerium nach Dombrau entsendeten Ober- bergkommissärs Beckner: Jedes der beiden mit dem Bettina- Schachte angeschlossenen Höhle „Wilhelm“ und „Ludwig“ hat einen eigenen Wetterstrom; die Abbau-Methode in Strebbau. Die ExploSION war ausgedehnt und wurde wahrscheinlich durch Kohlenstaub, da die Grube sehr trocken, die Kohle mager und sehr staubig ist, bis zum Fallorte des Fördersechtes fortge- pflanzt. Die Schachte, nämlich der Fördersecht und der Wettersecht selbst, sind nicht beschädigt, ebenso der Ventilator, welcher im Gange blieb. Die Ursache der ExploSION war muth- möglich ein verbotener Sprengschlag im Ditsbetriebe auf der Strecke des Ludwig-Höhlen. Zur Zeit der ExploSION waren die Baue auf dem Wilhelm- und Ludwig-Höhlen mit 86 Mann besetzt; hieron sind, wie durch das Mannschafsbuch und die Verlesung der Arbeiter konstatiert wurde, neunundfünfzig ver- unglückt. Gerettet wurden siebenundzwanzig Arbeiter, von denen fünf schwer und sechs leicht verletzt sind. Die Verletzten werden sämtlich aufgenommen. Bis jetzt sind 37 Leichen aus der Grube geschafft worden. Die Verunglückten hinterlassen 33 Witt- wen, die Anzahl der Waisen wird heute festgestellt; die Gewer- schaft hat zugesagt, für die Hinterbliebenen in ausgiebiger Weise zu sorgen. Die Beerdigung der bei der Dombrauer Katastrophe Verunglückten fand, einem Telegramm der „Presse“ zufolge, am 29. d., unter Theilnahme einer nach vielen Tausenden zählenden Menschenmenge statt. Um 3 Uhr Nachmittags setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Demselben schritten die Kar- wäner Bergkapelle und Abtheilungen der uniformirten Berg- knappen sämtlicher Betriebe voran; dann folgte der Wagen mit der Leiche des Oberbauers Kratner; dahinter schritten der Bezirksbaupostmann Korklin, der Bergkommissar Beckner und die Beamten von sämtlichen Gruben des Ostrau-Karwäner Reviers; nun kamen die schwarz ausgeschlagenen Wagen mit den zweiunddreißig Leichen der verunglückten Bergleute, sämt- lich in reich geschmückten Särgen begleitet von den Angehörigen. Bergknappen mit brennenden Grubenlampen bildeten Spalier. Der stundenlange Zug bewegte sich in musterhafter Ordnung langsam nach den Ostrauer Friedhöfen, der katholische und der protestantische liegen nebeneinander. Einige Leichen wurden von den Wohnorten der Verunglückten aus in den benachbarten Dörfern beerdigt.

## Der Kampf um die Zeit.

Zu den Eigentümlichkeiten, welche das gegenwärtige Zeitalter kennzeichnen, gehört ohne Zweifel die Internationalität. In den letzten zwanzig Jahren haben vielleicht mehr internationale Konferenzen, Kongresse, Versammlungen und Kommissionen getagt, Ausstellungen und Feste stattgefunden, als je zuvor in der Weltgeschichte. Es giebt kaum noch ein Ding, welches nicht geeignet erschiene, die Völker zu edlem Wettstreit, zu gemeinsamen Festsetzungen zusammen zu führen. Hier handelt es sich um die Münze und das ihr zu gebende Metall, dort um die Reblaus und ihre Vernichtung, hier ist es der kalte Nordpol, dort das heiße Afrika, dessen Eroberung für europäische Kenntniss und Kultur die vereinigten Kräfte gewidmet werden sollen. Auch die Zeiten, in welchen jeder Staat der Erde auf seinem eigenen Fuße lebte, wo englisches und Pariser, preussisches und österreichisches Längen- und Gewichtmaß neben einander hergingen, ist nun endgiltig vorüber, nachdem auch England als letzter, dem alten System treu gebliebener Staat seinen „Pard“ geopfert und das Meter angenommen hat.

Man ist gewohnt, John Bull kein Opfer für nichts bringen zu sehen, und so verhält es sich auch hier. Der Meridian von Greenwich, die allgemeine Annahme desselben durch alle Kulturstaaten mit wenigen Ausnahmen ist es gewesen, welche England zum Verzicht auf sein landesübliches Längenmaß bestimmte. Nun, uns kann dies gleichgiltig sein; denn die Welt hat in beiden Fällen, nämlich aber durch die Festsetzung eines Nullmeridians und einer Weltzeit unstrittig gewonnen.

Als es sich um die Einführung allgemeiner Längen- und Gewichtsmäße handelte, war der erste und wichtigste Punkt die Feststellung der Einheit, die Beantwortung der Frage: welche Einheit des Längenmaßes, welche Einheit des Gewichtmaßes wählen wir? Diese Frage fällt hier als überflüssig weg. Die Mutter Erde ist bei der Rotation um ihre Achse pünktlich genug, um uns in dem Zeitraum eines Tages eine mathematisch genaue, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich gleichbleibende Zeitlichkeit zu verschaffen. Mit dem Tage zugleich sind uns die Stunden, die Minuten und Sekunden ebenfalls gegeben. Alle diese Größen ändern sich durchaus nicht, wenn wir von Ost nach West um die Erde wandern; in Deutschland dauert eine Minute genau ebenso lange, wie in Japan. Was sich aber ändert, das ist der Nullpunkt, das heißt, der Zeitpunkt, von dem ausgehend wir die Stunden von eins bis vierundzwanzig rechnen. In jedem Augenblicke hat nur ein einziger Erdmeridian genau Mittag, nur ein einziger genau Mitternacht. Alle Orte, welche weiter östlich liegen, haben früher Mittag, früher Mitternacht, bei allen westlicher gelegenen Orten treten diese Zeitpunkte später ein. So hat beispielsweise Paris neun Minuten eher Mittag als Greenwich, und indem man sich einer bildlichen Sprache bedient und die Zeitverhältnisse auf die Dissoziationen überträgt, pflegt man zu sagen: Paris liegt neun Minuten östlich von Greenwich. Man denkt sich also den Erdumfang statt wie gewöhnlich in 360 Grade, bildlich in 24 Stunden geteilt, so daß immer auf einen Erdbogen von 15 Grad eine Stunde kommt und folglich auf den Bogen zwischen Paris und Greenwich, welcher etwas mehr als zwei Grad mißt, die oben angegebene Zeit von neun Minuten. Zwischen Petersburg und Newyork beträgt der Zeitunterschied schon sieben Stunden; daher das bekannte Kuriosum jener Depesche, auf deren Kopie zu lesen ist: „Ausgegeben zu Petersburg am 1. Januar 1885, Morgens 6 Uhr — ausgefertigt in Newyork am 31. Dezember 1884, Abends 11 Uhr.“ In Allem, was die nach Jahrzehnten und Jahrhunderten gemessene Zeit betrifft, in Allem, was Kultur und Fortschritt angeht, mögen die Newyorker den Petersburgern weit voraus sein: in der Tageszeit sind sie gegen diese zurück; sie sind Nachschwärmer und Langschläfer; sieben Stunden später begehen sie sich — die gleiche Solidität vorausgesetzt — zur Ruhe und sieben Stunden später erheben sie sich vom Lager, als die Bewohner der Gartenstadt an der Newa; aber freilich, sie haben einen triftigen Entschuldigungsgrund: Die Sonne selbst, die Mutter alles Erdens, funktioniert dieses ihr Thun und Treiben; sie selbst ist hier säumiger als dort gen Osten im russischen Reich, sie taucht um sieben Stunden verspätet über dem Horizonte der amerikanischen Handelsmetropole empor.

Die erste Diskussion über das in Rede stehende Thema

fand bei Gelegenheit der letzten internationalen geodätischen Konferenz in Rom statt; mit bestimmt formulierten Vorschlägen hervorzutreten, blieb indeffen einer ebenfalls internationalen Konferenz vorbehalten, welche im Herbst des vergangenen Jahres eigens zu dem Zwecke der „Feststellung des Anfangsmeridians und der Weltzeit (Universalzeit)“ auf eine Einladung der Vereinigten Staaten-Regierung in Washington zusammentrat. Freilich haben noch nicht alle Staaten, darunter das wichtige Frankreich, ihre unbedingte Zustimmung gegeben; geht aber erst einmal die Majorität in diesem Sinne thätig vor — so wird sich der Rest der Vorkheile der Neuerung nicht entgehen lassen. Für Nautik und Geographie, für Eisenbahnwesen und Telegraphie, kurz für Alles, was in direktem und indirektem Zusammenhange mit dem Verkehr steht, sind diese Vorkheile von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Was zunächst den Anfangsmeridian betrifft, so wird mit Recht derjenige der Sternwarte in Greenwich vorgeschlagen und gegenüber den bisher noch neben ihm hergegangenen Meridianen von Ferro und Paris mit der Zeit allgemein angenommen werden. Aus unseren Atlanten und Schulbüchern ist der höchst unpraktische Meridian von Ferro jetzt glücklicherweise ausgerottet worden; man hat eben erkannt, daß als Ausgangspunkt für dieählung der Längengrade ein Ort gewählt werden müsse, welcher durch seine Lage, durch seine Eigenschaft als einer der großen Mittelpunkte des Verkehrslebens und durch seine Ausrüstung mit exakten und dem neuesten Stande der Wissenschaft entsprechenden astronomischen Apparaten sich hierzu besonders befähige.

In so weit also bestätigte Washington die römischen Beschlüsse; dagegen änderte es dieselben hinsichtlich derählung der Längengrade. Während man nämlich in Rom vorgeschlagen hatte, die Längengrade von Greenwich aus in östlicher Richtung bis 360 Gr. zu zählen, beschloß man diesmal, sie nach beiden Seiten zu rechnen; und zwar nach Osten bis + 180 Gr., nach Westen bis - 180 Gr. Beide Festsetzungen haben augenscheinlich gewisse Vorzüge und Mängel. Zählt man von 0 bis 360, so erhalten zwei so nahe bei einander gelegene Orte, wie beispielsweise Dover und Portsmouth, die kolossal verschiedenen Längengradbezeichnungen 1 Gr. und 359 Gr., was gewiß nicht zweckmäßig wäre. Im zweiten Fall muß man vor die Zahl immer noch ein Vorzeichen, nämlich Plus oder Minus setzen; die Konferenz hat sich trotzdem für diese Alternative entschieden, indem sie annahm, daß diese Begriffe theils aus dem Karten- und Regelspiel, theils von anderen Anwendungen her, den weitesten Kreisen geläufig sind.

St somit Greenwich der Nullpunkt des Ortes auf Erden, so wird man nach dem Obigen nicht umhin können, es auch zum Nullpunkt der Zeit zu machen. Es fragt sich nur: wann fängt in Greenwich der Tag an? Dem Laien, welcher nur bürgerliche Verhältnisse kennt, wird die Antwort auf diese Frage selbstverständlich erscheinen, denn der bürgerliche Tag fängt eben um Mitternacht an. Da aber die in Rede stehenden Festsetzungen für die Astronomie ganz wesentlich mitbestimmend sind, so haben die Astronomen auch ein Wortchen mitzureden, und der astronomische Tag beginnt nicht um Mitternacht, sondern um Mittag, nämlich in dem Momente, wo die Mitte der Sonne durch den Meridian hindurch geht — nicht etwa, daß die Astronomen erst um 12 Uhr Mittag aufstünden; im Gegentheil, sie müssen bekanntlich mehr als ihre Kollegen aus anderen Wissenschaften wach sein, um bei Tag und Nacht den Himmel zu beobachten. Es entsteht also hier das Dilemma, ob man den Tag von Mittag zu Mittag oder von Mitternacht zu Mitternacht rechnen soll. Man hat sich für das Letztere entschieden, trotz der gewaltigen Umwälzung, welche hierdurch in die astronomische Wissenschaft, namentlich in ihre Bücher und Tabellen gebracht werden wird. Man wurde dabei offenbar geleitet durch die Ueberzeugung, daß sich das Publikum nicht wohl in die Nothwendigkeit finden würde, mitten am Tage das Datum zu wechseln. Dagegen sprachen durchaus keine Gründe für die höchst willkürliche und mit der Dauer von Tag und Nacht obnedies nicht harmonisierende Theilung des Tages in zweimal zwölf Stunden; und so wird man denn, wie dies in der Wissenschaft schon bisher, in Italien aber sogar auch im bürgerlichen Leben geschah, die Stunden des Welttages von Null bis vierundzwanzig zu rechnen haben. Es ist nun zu untersuchen, wie sich die so

bestimmte Weltzeit zur Lokalzeit verhält. Dem darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß die letztere für das interne Leben der Städte, Provinzen und Staaten nach wie vor die erste Rolle spielen wird. Man kann unmöglich den Moskauer zumuthen, ihre Uhren nach Greenwicher Zeit zu stellen; das wäre ein Hohn auf ihren Natinsinn. Andererseits liegt es auf der Hand, welche Unzulänglichkeiten die Verschiedenheit der Lokalzeit — von dem wissenschaftlichen Verkehr ganz abgesehen — für Eisenbahnen und Telegraphen in desto höherem Maße mit sich bringen muß, je reicher sich der internationale Verkehr entwickelt. Beide Breiten werden also neben einander herzugehen haben. Wilhelm Fogg in Verne's Reise um die Erde glaubte am Montag, für seine Zwecke zu spät, heimgekehrt zu sein; er fand aber seine Landleute bei der Sonntagsfeier. Man reist also, der Jethum kann sich sogar bis auf das Datum erstrecken; und bei Orten, welche sehr weit östlich, also gleichzeitig auch sehr weit westlich von Greenwich liegen, kann man in Zweifel gerathen, ob es bei ihnen zwölf Stunden später oder zwölf Stunden früher als in Greenwich ist. Es herrscht hierüber vielfach träge Verwirrung; das Wahre ist, daß ausschließlich der Gang der Kulturentwicklung entscheidend geworden ist. Diejenigen Orte, zu welchen die Zivilisation von Europa aus auf dem Ostwege gedungen ist, sind gegen Greenwich in der Zeit voran, haben also an ihrem Nachmittage dasselbe Datum wie Greenwich, am Vormittage dagegen schon das nächstfolgende Datum. Umgekehrt haben diejenigen Orte, welche durch westlich vordringende Kolonisationen kolonisiert worden sind, ein Paris gegen die Greenwicher Zeit. Sie haben Vormittags das Greenwicher Datum, am Nachmittage aber sind sie um einen Kalendertag zurück.

Die Unbequemlichkeit der Lokalzeit für das Verkehrsleben hat übrigens die meisten Staaten schon längst veranlaßt, statt der Ortszeit eine gemeinsame Staatszeit einzuführen, welche alle Bahn- und Telegraphenlinien angeht. So herrscht auf allen österreichischen Stationen Prager, auf allen französischen Pariser und auf allen englischen Greenwicher Zeit. England ist infolgedessen gut daran, als es sich sehr wenig in westlicher Richtung ausdehnt; die größte Zeitdifferenz, die da vorkommt, bleibt noch unter einer halben Stunde — eine Differenz, welche auch für das bürgerliche Leben kaum in Betracht käme, so daß der radikale Vorschlag, die Lokalzeit überhaupt zu kassiren und nur noch nach Weltzeit zu rechnen, in diesem Staate bereits zahlreiche Anhänger hat. Nicht so günstig verhält es sich in anderen Staaten, z. B. im deutschen Reich. Hier beträgt der Zeitunterschied zwischen Reg und Königsberg nahezu eine Stunde, und der Zeitunterschied der letzteren Stadt gegen Greenwich fast anderthalb Stunden. Von der Einführung der Weltzeit als bürgerlicher Zeit kann daher hier nicht die Rede sein. Sehr plausibel erscheint dagegen der folgende Vorschlag. Es wird ein mittlerer Meridian für Deutschland gewählt und dieser zunächst für interne Angelegenheiten zu Grunde gelegt. Um dann diese Staatszeit mit der größtmöglichen Leichtigkeit auf Weltzeit reduzieren zu können, hat man nur nöthig, gerade denjenigen Meridian zum Ausgangspunkt der Staatszeit zu machen, dessen Zeit genau eine Stunde gegen Greenwich Zeit voraus ist, also den 15. Grad östlicher Länge von Greenwich. Dieser Meridian würde etwa durch die Städte Stargard und Görlitz hindurchgehen. Will man dann beispielsweise dem in Weltzeit abgefassten Fahrplane gemäß mit dem um 9 Uhr 43 Minuten von Köln nach Paris abgehenden Zuge reisen, so weiß man, daß dieser Abzug stattfindet, wenn die nach Staatszeit gestellte Taschenuhr 10 Uhr 43 Minuten zeigt. Man braucht also die Minuten gar nicht umzurechnen und nur zur Stundenzahl eins hinzuzufügen. Eine jede Uhr gäbe somit fast ohne Weiteres außer der Staatszeit auch die Weltzeit an.

In Staaten von noch größerer Ausdehnung würde aber selbst eine einheitliche Staatszeit nicht durchführbar sein, weil dann der Widerspruch zwischen dem Stande der Sonne und dem Stande der Uhr ein unerträgliches sein würde; solche Länder müßten also in Sektionen getheilt werden, deren jede einen Meridian, also eine Sektionszeit für sich hätte; und wenn man hierzu immer gerade jeden fünfzehnten Meridian wählte, so würden die einzelnen Sektionszeiten sich immer bloß um ganze Stunden unterscheiden, während die Minuten identisch wären. Daß diese Idee keineswegs hypothetisch und un-

## Reizstoffe. Feuilleton. Gesucht und gefunden.

132

Roman von Dr. Dug.

(Fortsetzung.)

„Bon Charlotte? Was will sie von Dir?“  
„Sie schreibt zwar an mich, aber der Inhalt ist für Dich bestimmt. Derse Dir, Onkel, sie verlangt, die zehntausend Thaler, die Du ihr garantirt hast.“  
„Ist das Geschöpf wahnfinnig?“  
„Sie hat erfahren, daß Herr Rodenburg die Summen, die er für uns bestimmt hatte, als Belohnung für unsere ihm geleisteten Dienste, einem Berliner Banquier bereits zur Auszahlung an uns überwiesen hat. Sie weiß, daß für Dich fünftausend, für mich zehntausend Thaler angewiesen wurden.“  
„Was für Dich bestimmt ist, kann Charlotte ganz gleichgiltig sein, es wird ihr nicht unbekannt sein, daß der alte Rodenburg ausdrücklich die Bestimmung getroffen hat, daß nur Du allein dieses Geld beim Banquier abheben und ganz nach eigenem Gutdünken darüber verfügen darfst.“  
„Ohne Zweifel ist ihr bekannt, daß Dir nur fünftausend Thaler zugefallen sind.“  
„Ist es also nicht reiner Wahnsinn, wenn sie von mir zehntausend verlangt?“  
„Sie behauptet einen Revers zu haben.“  
„Freilich hat sie einen Revers! Ich gab ihr denselben in der Hoffnung, Erbe des Rodenburg'schen Vermögens zu werden; damit ist's aber nun doch nichts.“  
„Sie beruft sich auf eine Klausel in dem Revers, in welcher es heißt, daß Du ihr die zehntausend Thaler garantirt, gleichviel wie hoch sich Deine Erbschaft belaufen wird.“  
„Sieht wirklich eine solche Klausel in dem Revers?“  
Amberg kratzte sich verdrießlich hinter'm Ohr.  
„Freilich, ich habe leichtsinnig und thöricht gehandelt, ihrem Verlangen nachzugeben und diese Klausel einzufügen. Konnte ich denn denken, daß diese Person einmal darauf setzen wird? . . . Ich sage, sie ist wahnfinnig! Wie

kann sie verlangen, daß ich ihr zehntausend Thaler gebe, wo meine ganze Erbschaft nur die Hälfte beträgt?“  
„Was soll ich ihr antworten?“  
„Antworte ihr, daß es nicht geht!“  
„Damit wird sie sich nicht begnügen; sie sucht auf ihr Recht.“  
„So berufe Dich auf unsere Freundschaft; beschwöre sie, stehe sie an, daß sie von ihrer Forderung nachläßt.“  
„Sie sagt sich los von aller Freundschaft mit uns; sie scheint sogar zu bereuen, jemals in unseren Plänen mitgewirkt zu haben.“  
„Es ist entsetzlich! Es ist haarsträubend! . . . Ich sehe ein, ich werde auch dieses Opfer bringen müssen. Diese Rodenburg'sche Erbschaft wird anstatt ein Segen, ein Fluch für mich sein. . . Fünftausend Thaler habe ich erhalten und zehntausend Thaler soll ich der Helferin geben, also fünftausend baar zulegen von meinem eigenen Vermögen. Es ist um rasend zu werden!“  
„Glaubst Du noch immer, daß Du Deinen Bruder beerben wirst?“  
„Ich rechne fest darauf; ich kenne Georgs Gutmüthigkeit.“  
„Aber nach dem, was vorgefallen ist?“  
„Nun, was wird vorgefallen sein; irgend ein Gerücht, eine Verleumdung hat man gegen mich ausgesprengt, etwas Anderes kann's nicht sein.“  
„Weißt Du, was ich darüber gedacht habe, Onkel?“  
„Nun, mein kluges Mädchen, was hast Du gedacht?“  
„Ich sah einmal einen Geldbrief auf Deinem Bult liegen; Du sandtest ihn an Lisette ab; er trug Lisette's Adresse.“  
„Sieh, sieh, wie schlau!“  
„Du brauchst mir ja kein Geheimniß daraus zu machen; ich habe die Sache längst durchschaut.“  
„Hast Du wirklich?“ — Nun, Dich zu täuschen ist schwierig. . . Da Du einmal die Geschichte weißt, kann ich Dir auch zugeben, daß das, was man bei

meinem Bruder wahrscheinlich von mir gesagt hat, richtig ist.“  
„Du bist also auch der Meinung, daß die Geschichte mit der Lisette der Gegenstand gewesen sei, um den es sich handelt?“  
„Nichts Anderes!“  
„Sollte das nicht Deinen Bruder gegen Dich verstimmt haben?“  
„Durchaus nicht! Ich kann Dir zu Deiner Beruhigung sagen, daß Georg längst darum wußte. Nein, nein, auf ihn und sein Testament hat die Geschichte keinen Einfluß gehabt, davon bin ich fest überzeugt. . . Nur eins wäre mir unangenehm, wenn Georg oder Rätchen erfahren haben sollten von einer kleinen Täuschung die ich mir erlaubte; das wäre in der That unangenehm, und könnte möglicher Weise auf das Testament von Einfluß gewesen sein.“  
„Mir ahnt, Onkel, daß uns auch diese Erbschaft verloren geht.“  
„Bewahre! Ich kenne, wie gesagt, meinen Bruder besser; indes zieht sich doch die Geschichte länger hin, als ich dachte. Ich erwartete gleich am Tage nach Deiner Ankunft die Nachricht von seinem Ableben; nun ist schon beinahe eine Woche vergangen, und wir haben immer noch keine Nachricht.“  
„Da sehe ich eben den Postboten heraufkommen; vielleicht daß die Nachricht kommt, gerade wo wir davon sprechen. . . Erlaube, daß ich Dir den Brief heraufhole.“  
Sie eilte hinaus und kehrte nach wenigen Minuten mit einem Briefe zurück.  
„Aus Berlin und Strahlenau's Handschrift,“ sagte Emmy.  
Amberg hatte den Brief schnell geöffnet und er begann Anfangs laut zu lesen.  
Bald aber zog sich seine Stirn in Falten. Seine Augen blickten halb zornig, halb erschrocken auf die Zeilen, und er las leise für sich hin, ohne darauf zu achten, daß Emmy sehr gespannt war, den Inhalt des Briefes zu erfahren.

aussführbar ist, lehrt die Thatsache, daß man sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon seit Jahren verwirklicht findet. Diese Union ist nämlich in vier Sektionen getheilt, entsprechend den 75., 90., 105. und 120. Grade westlicher Länge von Greenwich, welche ungefähr durch die Städte Philadelphia, St. Louis, Denver in Colorado und Carson City, die Silberstadt in Nevada, hindurchgehen. Die erste Sektion, welche die östlichen Staaten umfaßt, ist mit ihrer Sektionszeit genau um fünf Stunden gegen die Weltzeit zurück; die zweite (Mississippi-Staaten) um sechs Stunden; die dritte (Zentralstaaten) um sieben und die vierte (Weststaaten) um acht Stunden. Für den Verkehr wie für wissenschaftliche Zwecke hat sich diese Einrichtung vortrefflich bewährt.

„Du viel und zu wenig ist immer a Ding,“ sagt der Schlemmer; und so werden wir auch hier gut thun, und weder den zurückhaltenden Mahnungen der Skeptiker, noch den für die geschilderten Neuerungen eingenommenen Fortschrittler völlig zu verwechseln, sondern mit besonnenem Eifer und die Vorteile der Welt-, Staats- und Sektionszeit zu Nuzen zu machen.

### Auf der Fahrt nach dem Kongo.

Als wir am Morgen des 16. Februar erwachten, lag der Carl Boermann — ich hätte beinahe gesagt „rubig“ — bei Gorée (Senegambien) vor Anker; wir hatten eine so starke Brandung, daß kein Boot von Lande abkommen konnte, auch kein Kanoe, von welchen sonst gleich hunderte die Dampfboote umschwärmten, ließ sich sehen. Der Kapitän ließ sich von seinen Leuten unter fortwährender Gefahr des Ueberpültwerdens an das Land setzen, wobei trotz seiner besten Steuerung das Ruder brach. Die Brandung am Strande war haushoch. Es muß eine hohe Welle abgeworfen werden, mit welcher das Fahrzeug auf den Sand geschleudert wird, die Insassen springen heraus und ziehen blitzschnell — meistens wird dies von Kroo-böns besorgt — das Boot aufs Trockene, sonst nimmt die zurückgehende Welle das Boot mit und es überschlägt sich. Auf diese Weise geschieht meistens die Landung längs der afrikanischen Küste. Oft, sehr oft wird der Passagier total nass; schlägt das Boot um, so ist die Gefahr des Ertrinkens nicht groß, denn die Kroo-böns schwimmen wie die Haifische, tauchen blitzschnell unter und bringen den Passagier aufs Land. Gepäck und Ladung ist dann größtentheils verloren. So verlor ein junger Deutscher, der an der Küste ansetzte, für kurze Zeit seine neuen Möbel und Hausgeräte, die er selbst von Europa mitgebracht hatte, um — da er beirathen wollte — ein neues Haus damit einzurichten. Von seiner ganzen Einrichtung, die er in dem „Leichter“, der ihn landen sollte, verkauft hatte, blieb ihm nichts übrig als die Kleider am Leibe.

Gorée ist eine sehr kleine Insel. Die beiden Forts an der Nord- und Südspitze sind mit Geschützen großen Kalibers stark armirt. Am Strande steht man eine Reihe Häuser. Die Bewohner sind, außer den Franzosen, meist Rahamedaner. Schon in aller Frühe promenirten die Schönheiten von Gorée mehr oder weniger unerschrocken am Strande auf und ab und legten sich bisweilen zum Schreien unseres württembergischen Risikodars in ungenützlichster Weise vor unseren Augen an den Strand hin. Da wir, ebenso wie der Dampfer „Opodo“ von Glasgow der hohen See wegen die Ladung nicht löschen konnten, setzten wir 10 Uhr früh unsere Reise nach dem ca. vier Seemeilen entfernten, ganz flachen und aus dem Festlande liegenden Rufisque fort und gingen eine halbe Stunde später vor Anker, um hier gleichfalls die für Gorée bestimmte Ladung zu löschen. Die Tons-Fracht von Rufisque nach Gorée muß dem kleinen Rüstler mit 10 Francs bezahlt werden, so daß sich, wenn in Gorée nicht gelandet werden kann, die Fracht für diesen Platz sehr erhöht; selbstverständlich trägt der Rheeder diese Frachtdifferenz.

Rufisque ist mit St. Louis am Senegal durch eine Eisenbahn verbunden, die den kurzen Weg in zwölf Stunden zurücklegt, dabei an allen kleinen Ortschaften anhaltend. Die Neger kennen kein größeres Vergnügen, als von Dalkar über Rufisque nach St. Louis zu fahren und der Neger, sowie die Karawanen resp. Kameelführer zu sehen, wenn sie an die Küste kommen, einen großen Theil ihres erworbenen Geldes, um Eisenbahnfahrten zu machen. Rufisque kann sich seit den letzten Monaten einer Reuebeit rühmen, nämlich der Erdflöhe, „Niggers“ genannt, die vom Süden gekommen sind. Diese winzig kleinen Thiere bohren sich in die Felle, Bebe, unter die Arme u. c. ein, verkapiteln sich, legen Eier in einem erbsengroßen Saft und vermehren sich rasch, alles Fleisch und sogar die Knochen anknagend, wobei der Angegriffene die heftigsten Schmerzen leidet. Man sieht Neger, deren ganze Beine, oft auch alle Beine fehlen, von den Niggers rein weggegriffen; wenn man den winzig kleinen Punkt sieht, so muß man mit der Nadel vorsichtig das Thier nebst Eierstock ohne letzteren zu zerreißen, ausheben; plagt der Saft, so kriechen die Thiere aus und sind dann tief im Fleische. — Die Europäer leiden sehr unter dieser Plage. Der Nigger kommt von Brasilien und hat seinen Weg via Indien nach Afrika gefunden.

„Emmy,“ sagte er endlich mit hoher Stimme, „ich glaube, nun ist auch jede Hoffnung für uns verloren!“  
„Das hat mir geahnt.“  
„Mein Himmel! Das Schicksal sucht mich unermüdlich heim. . . Jede Aussicht auf eine Erbschaft verloren — Charlotte besteht auf ihrer unerschämten Forderung — Sanftleben verlangt Belohnung für seine Dienste. . . Sie wollen mich Alle mit Gewalt ruiniren. . . Es scheint, die Wellen schlagen über meinem Haupte zusammen!“

Er rannte im Zimmer auf und ab, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und klagte bald sich selbst, bald sein böses Geschick, bald seine Feinde, bald eine Freunde an.

### Zwölftes Kapitel.

Emmy überließ glücklicher Weise ihren Onkel nicht allzulange seiner Bergweisung.

„Onkel,“ sagte sie zu ihm, indem sie schmeichelnd seine Hand ergriff, „Du thust mir von ganzem Herzen leid; aber ist denn Alles verloren? Hast Du wirklich keine Aussicht zu erben? . . . Sagtest Du nicht selbst, Du kennst Georg's Gutmützigkeit und die Unvergleichlichkeit Deiner Schwägerin? Sollte Dein Bruder dadurch, daß er etwas für Dich Kompromittirendes erfahren hat, sich willkürlich abhalten lassen, Dich zum Miterben seines Vermögens einzusetzen?“

„Du hast recht, Emmy! Zu unserem Glück lebt er noch; gleich morgen reise ich ab und versuche, Alles wieder in's alte Geleise zu bringen. . . . Daß ich darauf nicht gleich kam! Du bist doch ein kluges Mädchen und wirst einmal eine vorreffliche Beraterin Deines zukünftigen Mannes sein, Emmy.“

Emmy seufzte bei der Erwähnung ihres zukünftigen Mannes.

„Lieber Onkel,“ sagte sie, „wir sind Beide zum Unglück geboren und haben unablässig mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, ich nicht weniger als Du.“

„Ich weiß schon, was Du sagen willst, Emmy. Ja, es ist wahr, mein Kind, Du hast in der Liebe eben so wenig Glück, wie ich in meinen Erbschaftsplänen. . . .“

Rufisque wird vom Dezember bis Mai fortwährend von Kameelkarawanen besucht, die in diesem Zeitraum ungefähr 5000 Tons Karabdes oder Erdnüsse zur Veldbereitung bringen. Dieselben gehen nach Marseille und Bordeaux. Die Kameel- oder richtiger Dromedar-Karawanen zählen 200 bis 400 Kameele und es kommen in den 6 Monaten bis zu 4000 Kameele nach Rufisque, außerdem ca. 20 000 Esel und eine noch größere Menge ganz kleiner Oäsen — etwa so groß wie unsere Hälber — die auf der Nase ein ziemlich ausgewachsenes Horn tragen. Ein Dromedar trägt 2-300, ein Esel 100 bis 150, ein Oäse 150-200 Kilo in Säcken auf dem Rücken; viele bleiben unterwegs liegen und Fahrzeug und Ladung sind verloren; die Kameelreiter rekrutiren sich aus allen möglichen Stämmen des Inneren und es werden hier 20 verschiedene Sprachen gesprochen; die Verschiedenheit der Sprachen ist eine außerordentliche und sehr interessant. Die Neger selbst sprechen die „Solof“-Sprache. Ich gebe obige Ziffern, wie sie mir von einem in Rufisque anwesigen Franzosen mitgeteilt worden sind. In Rufisque befinden sich ungefähr 20 Handelshäuser, auch sind in einigen Häusern Deutsche. Das Klima ist nicht schlecht, die Häuser liegen unmittelbar an der See und Nachts kommen stets kühle Winde. Es wäre hier noch viel Platz für unternehmende deutsche Kaufleute, denn der Handel nimmt von Jahr zu Jahr zu und wo wir Deutsche mit Franzosen zu konkurriren haben, tragen wir mit der Zeit stets den Sieg davon, namentlich im Verkehr mit den Eingeborenen, die den Engländer, Schotten und Deutschen dem Südländer vorziehen. Ein ziemlich bedeutender Exportartikel sind ausgestopfte und lebende Vögel. Ausgestopfte Vögel gehen für Millionen von Frank nach Paris. An buntfarbigen Vögeln, deren Vögel oft bis zu Fr. 100 das Stück bezahlt werden, giebt es allein 17 verschiedene werthvolle Arten. Von den Bengalis, kleinen buntfarbigen Senegalvögeln werden beinahe mit jedem französischen Schiffe 5-6000 Stück nach Europa transportirt und das Minimum sind 10 solche Sendungen pro Jahr; der Araber erhält 40-50 Centimes pro Paar in Waare; der Engländer 1-1.50 pro Paar, also kein schlechtes Geschäft. Die Thiere werden in großen Reges gefangen. (Frankf. Btg.)

### Politische Uebersicht.

**Aus Bielefeld.** Wie die Bielefelder Zeitung „Der Wächter“ versichert, ist die Ruhe in Bielefeld völlig wiederhergestellt. Es ist bis zum gestrigen Tage keine Unordnung und in Folge dessen keine Verhaftung mehr vorgekommen, so daß das Stadtkommando sich veranlaßt gesehen hat, die Polizeistunde für die öffentlichen Wirtschaften von 9-10 Uhr Abends hinauszuverschieben. Man erwartet unter diesen Umständen allmählich die Aufhebung des Belagerungszustandes. Die Nachricht der „Frankf. Btg.“, daß in der vom Streit betroffenen Fabrik Arbeiter aus der Kolonie „Wilhelmsdorf“ eingestellt worden seien, wird vom Vorstande des Bielefelder Metallarbeiter-Fachvereins für durchaus unbegründet erklärt. Aus dem oben zitierten Blatte ist ersichtlich, daß das „falsche Gerücht“ wirklich im Umlauf gewesen ist und „zu allerhand bedauerlichen Aergernissen Anlaß gegeben, sowie in Arbeiterkreisen Erbitterung hervorgerufen“ hat. Daß die streikenden Arbeiter selbst sich von den Exzessen ferngehalten haben, wird allseitig bestätigt.

**Auf Grund des Sozialistengesetzes** sind das in der schweizerischen Genossenschafts-Druckerei Hottingen-Büchli hergestellte Flugblatt: „Zur Bismarck-Feyer“ und die nichtperiodische Druckschrift „August Reinsdorf und Propaganda der That“ von Johann Koss, verboten worden.

### Frankreich.

Das neue Kabinett Freycinet ist noch immer nicht fertig, es liegt nicht daran, daß keine Bewerber für die Ministerstellen zu finden sind, sondern daran, daß jede Partei der französischen Kammer ihre Führer als Minister sehen möchte. Ein heutiges Telegramm meldet folgendes: Das Ministerium ist noch nicht gebildet. Freycinet war gestern Abend um 11 Uhr im Elisee und berietete Jules Ferry über die Schwierigkeiten ein neues Kabinett zu bilden. Er versprach eine definitive Antwort für heute Abend. Die Schwierigkeiten bestehen in den Präntionen der bisherigen Ministeriellen. Die Radikalen protestiren gegen das Bleiben irgend welcher Mitglieder des Kabinetts Ferry. Gestern Abend war Paris wieder sehr aufgeregter, an der Abendbörse erfolgte eine neue Baufe in Folge des noch nicht bestätigten Berichtes, die Brigade Gianninelli sei in Tuyen-Quan eingeschlossen. Die Mittheilungen der Morgenblätter über die Absicht Greoys, ein Geschäftsministerium zu bilden, sind bisher unbegründet. — Die Rabalgerie ist also im besten Gange.

### Dänemark.

Das dänische Ministerium hat sich gründlich festgesetzt, der erste April ist da, mit ihm das neue Staatsjahr, aber kein bewilligtes Budget. In den letzten Tagen haben im Folketing noch mehrfach Verhandlungen stattgefunden, um ein provisorisches Budget zu erzielen, doch ohne Erfolg. Ein Telegramm

meldet über die letzten Verhandlungen folgendes: „In der Budgetangelegenheit war von der Regierung die Bewilligung von 9 Millionen beantragt worden. Um der Linken entgegen zu kommen, erklärte sich die Rechte bereit, 4 1/2 Millionen zu bewilligen. Dieser Betrag wurde von dem gemeinsamen Ausschuss auf 3 Millionen reduziert. Die Rechte wünschte die Antwort noch Nacht, die Linke unterbrach indessen jede weitere Diskussion und sprengte damit die Sitzungen des Ausschusses. In Folge dessen ist für das neue Staatsjahr kein Finanzgesetz vorhanden.“ Dies Telegramm vertritt augenscheinlich den Standpunkt der Regierung, stellt aber — und das ist die Hauptsache — fest, daß der dänische Staat heute kein Gesetz hat, auf Grund dessen die Regierung die geringste Zahlung leisten kann.

Kopenhagen. Der Reichstag ist mit einer Botschaft des Königs geschlossen worden. Im Folketing wurde noch vor dem Verlesen der Botschaft eine Proklamation der Linken an das dänische Volk verlesen, die Linke verließ darauf den Sitzungssaal. Auch im Landthing fehlte die Linke, als die Botschaft verlesen wurde.

### Ägypten.

Die Nachricht, daß Osman Digma einen Parlamentär in das englische Lager gesendet habe, um sich nach den Friedensbedingungen zu erkundigen, stellt sich als gänzlich unbegründet heraus. (Unser gestriges Vermuthung hat sich also vollkommen bestätigt.) Die ausgesendeten Rundschreiber berichten, der Feind habe die Döiser in der Nähe von Hasheen und Tamai geräumt. Es soll durch Kavallerie eine Rekognoszierung nach Tamai hin ausgeführt werden, bis das Ergebnis dieser Rekognoszierung vorliegt, wird der allgemeine Vormarsch stillst. — Einer späteren Meldung zufolge unternahm die Kavallerie die Rekognoszierung gegen Tamai und fand den Ort von einer zahlreichen feindlichen Streitmacht besetzt. Der allgemeine Vormarsch auf Tamai wird morgen bei Tagesanbruch beginnen.

### Amerika.

Ein Telegramm des Präsidenten von Nicaragua sagt, er marschire heute mit den vereinigten Streitkräften der Republik Nicaragua und Costarica nach Honduras, um die Truppen von Honduras an einer Vereinigung mit dem Präsidenten Barrios von Guatemala zu hindern, der gestern in den Staat San Salvador eingedrungen ist. — Eine Depesche aus Mexico bringt die Nachricht, daß ein Kampf zwischen den Truppen Guatemalas und San Salvadors stattgefunden habe, bei welchem die Truppen Guatemalas zurückgeworfen wurden.

### Lokales.

Für die Hinterbliebenen der unglücklichen Opfer des Gamphausenkaufs sind ferner zugegangen von den Arbeitern der Weimann'schen Möbelfabrik 18 M. 80 Pf.

er. „Der Geist der Berliner Salons“ — so betitelt sich in der „Deutschen Revue“ ein Brief, den ein kundiger, routinirter Weltmann an einen jüngeren, unerfahreneren Freund richtet. Es dürfte unseren Lesern vielleicht nicht ganz unangenehm sein, auch einmal einen Blick in die häuslichen Verhältnisse jener „oberen Zehntausend“ zu werfen, die für gewöhnlich mit eifersüchtiger Sorgfalt den Blicken Profaner entzogen werden. — Von Natur hat der einfache Mann, die einfache Frau wohl die Meinung, daß diejenigen Leute, die mit den Gütern einer sorgfältigen Erziehung, einer freien, sorglosen Existenz ausgerüstet sind, dem, der diese Sachen entbehrt, in jeder Beziehung in der Ausübung aller Tugenden mit gutem Beispiele vorangehen müßten. Was hört man nicht alle Tage, an allen Orten, in allen Tonarten, von den pikantesten Tönen eines frühmorgens im Zimmers bis zu dem brummenden Bierhahns stilleser Entrüstung, über die Verwilderung des Volkes“ predigen. Die Ehe, das Familienleben geht zu Grunde, das „gewöhnliche“ Volk geht unter im Fühle der Sünde, und was dergleichen trostlose Ansichten mehr sind. Es ist ja richtig, daß Manches im menschlichen Leben vorkommt, was nicht paßiren müßte, aber, wenn man der Sache richtig auf den Grund geht, so sind fast immer äußere Verhältnisse an Verwüthungen schuld, welche das Leben in der Ehe unträglich und diese schließlich selbst unmöglich machen. Allerdings, wer die Sache nicht kennt, sagt wohl: der rohe Mann oder die überliche Frau, und die Welt giebt sich fast niemals Rechenschaft von ihrem eigenen Urtheil. Gewöhnliche Leute gehen auseinander, wenn sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie nach den Eigenschaften ihrer Herzen und Charaktere nicht zu einander passen, — andere Leute machen das aber anders. Lassen wir einmal den weltmännischen Verfasser des obengenannten Briefes selbst reden, der uns u. A. auch den Typus eines Salons der Geburts-Aristokratie vorführt. „Die verheiratete Frau“, so wird auch für den Laien recht interessant aus der Schule geplaudert, spielt in diesem Salon die Vauptrolle, und es versteht sich von selbst, daß man ihr die Kour macht. Sie kommt ja eben nur hieher, um sich die Kour machen zu lassen, und ihr Mann

Denkst Du, ich habe nicht bemerkt, daß Du damals tiefen Kummer empfandest, als der Doktor Rodenburg in Feldau anwesend war?“

„Den Doktor Rodenburg hätte ich vielleicht geliebt,“ sagte Emmy, „ich bin überzeugt, daß er die Liebe jedes Mädchens verdient. Was mich aber damals schmerzte, war nicht seine Kälte, sondern seine offene Verachtung gegen mich. . . . Weißt Du, Onkel, daß ich damals aufrichtig bereute, die Rolle in Feldau übernommen zu haben, die Du mir vort aufgetragen hattest, und ernstlich das Gelübde ablegte, mich zu einer ähnlichen Rolle niemals wieder herzugeben?“

„Wenn das der Fall wäre, so würde ich ja die treueste Helferin verlieren.“

„Ein Unrecht werde ich nicht wieder begehen, wie damals. Die Intriguen, welche wir gegen die Rodenburg'schen Erben spannen, Onkel, bereue ich von ganzem Herzen. . . . Ich begleitete Dich nach Berlin und blieb als Pflegerin bei Deinem Bruder mit dem festen Vorsatz, dort zu einem Betrug, einer Täuschung, einem Unrecht meine Hand nicht zu leihen — und ich hab's auch nicht gethan. Ich betrachte es als eine gerechte Strafe für meine frühere Handlungsweise, daß man mich dort fast aus dem Hause wies.“

„Mir scheint, Du hast den Abscheu, irgend eine That zu begehen, die nach Deiner Ansicht ein Unrecht ist, erst seit der Zeit empfunden, da der häßliche Affessor Wohlfaht sich so sichtlich um Deine Gunst bemühte.“

Emmy erröthete.  
„Weil ich Dich lieb habe, Onkel, und aus Liebe zu Dir Manches gethan habe, was sich mit einem guten Gewissen nicht verträgt, glaubst Du, daß ich auf die Stimme des Gewissens nicht mehr höre?“

„Daß Du mich lieb hast, das weiß ich; ich bin davon überzeugt, und es freut mich, daß Du es mir aussprichst. Du wirst hoffentlich nichts dawider haben, mir auch Deine Liebe durch die That zu beweisen.“

„Wenn's keine That ist, die sich mit meinem Vorsatz, keine strafbare Handlung mehr zu begehen, verträgt.“

„D nein, was ich von Dir verlange, erfordert nichts,

als ein kleines Opfer Deinerseits. Dir stehen die zehntausend Thaler vom Onkel Rodenburg beim Banquier zur Verfügung, mein Kind. Du weißt, in welcher Kalamität ich mich befinde; ich werde von allen Seiten gedrängt; ich muß mein eigenes kleines Vermögen zusehen, statt etwas gewonnen zu haben. Wie wäre es, wenn Du mir Deinen Erbschafts-antheil abträtest? Ich könnte dann Charlotte und Sanftleben gerecht werden und ich würde diese Peiniger los.“

„Die zehntausend Thaler, Onkel? Das geht unter keinen Umständen!“

„Warum geht das nicht?“

„Ich habe bereits darüber verfügt!“

„Du?“

„Run freilich; nach Onkel Rodenburg's ausdrücklicher Bestimmung hatte ich allein das Recht, ohne Zuziehung eines Vormundes über das Geld zu verfügen; in der Voraussehung, Onkel, daß Deine gegen mich so oft bewiesene Güte mir kein Hinderniß bereiten würde, habe ich das Geld bereits abgehoben. Wilhelm Wohlfaht weiß darum, und ihm habe ich bereits die Disposition übergeben.“

„Was? Dem verrückten Affessor!“

„Onkel, es ist ein Mißgeschick, was ihn heimgesucht hat. Die fixe Idee, die sich seiner bemächtigt hat, ist ein Unglück, das sich hoffentlich noch abwenden läßt. Ich liebe ihn darum nicht weniger, und er hat das heilige Versprechen meiner Hand. Ich besitze ja Mittel genug, ihm jede Kur angedeihen zu lassen, und ich habe ihm auch die Mittel zur Verfügung gestellt, um sich in eine Anstalt zu begeben, wo er Heilung finden wird, wenn es Heilung für ihn giebt.“

„Ich bin starr vor Erstaunen, Emmy, das Alles zu hören.“

„Ich habe es Dir nicht gesagt, um Dich durch die freudige Nachricht zu überraschen, daß er geheilt ist und wir verlobt sind. Er befindet sich gegenwärtig in Bethesda.“

„Um Himmelswillen, Emmy, Du hast das Geld zu der theuren Reise und zur Verpflegung in dieser theuren Anstalt gegeben, auf die unsichere Aussicht hin, daß er einmal geheilt wird und Dich heirathet?“

„Wird er nicht geheilt, so habe ich dem Manne, den

ndel das ganz natürlich, wie sie es wiederum als selbstverständlich anseht, daß auch er seinen kleinen Reigungen die Bügel schießen läßt. Es ist durchaus nicht „ohio“, in dem Hause zu stehen, eine glückliche Ehe zu führen, man wird langweilig dadurch. (1) Die Hausfrau selbst geht darin mit gutem Beispiel voran. Sie behandelt ihren Mann als einen guten Kameraden, dem sie erlaubt, ihre enormen Schneider-Rechnungen zu bezahlen; sie ruft ihn gelegentlich herbei, um ihm einen Auftrag zu geben, und erwartet von ihm, daß er sich nicht in ihre kleinen Freundschaftsverhältnisse einmischt. Uebrigens hat er im Laufe der Jahre die Gewohnheit angenommen, blind und taub zu sein. Das ist doch wirklich nicht übel, allerdings, wenn man sich in diesen Salons bis zu einem solchen Grade der „Toleranz“ herabzulassen, so ist es kein Wunder, daß in jenen Kreisen sogenannte Standalaffären ziemlich selten sind. Es muß doch wohl aber so sein, denn sonst würde man in der „Deutschen Revue“ wohl schwerlich mit so cynischer Offenheit von diesen Verhältnissen sprechen. Doch hören wir den interessanten Erzähler weiter. Er fährt an anderer Stelle fort: „Sie fragen mich vielleicht bestrebt, ob denn die geistigen Interessen in diesem Salon gar keine Vertretung finden? Ich entschuldige Ihre naive Frage mit Ihrer Unkenntnis der Verhältnisse. Lassen Sie es sich ein für allemal gesagt sein, daß es entschieden mauvais genre ist, über Kunst und Literatur zu sprechen, oder gar einige Kenntnisse über die Fortschritte der modernen Wissenschaft zu vertragen. — Sie berühren eines dieser Themat, — man farrt Sie bestrebt an, laßt ein wenig, sucht die Achseln und geht endlich über Sie hinweg zur Tagesordnung, d. h. zu irgend einer bekannten Standalgeschichte über. Sie haben sich einfach lächerlich gemacht. Selbst das Theater kommt nur insofern in Betracht, als die Persönlichkeiten der Schauspieler und Schauspielerinnen im Spiel sind. Eine tiefere Beleuchtung oder eingehendere Kritik eines guten Stückes wissen Sie nicht. Höchstens dürfen Sie, wenn einmal eine Pause entsteht, die Frage hinwerfen: „Haben Sie „Die Sorgen“ bei Wallner gesehen?“ und die Hausfrau wird Ihnen antworten: „Donnerwetter! ja, das ist wieder mal ein schändliches Stück.“ . . . Wie jart sich doch eine solche Dame vom Stande auszudrücken versteht! Das sind die reinen Jugenderinnerungen vom Gezierplatz her, trotzdem scheint es aber auch für eine Dame „ohio“ zu sein. Wie man sieht, ist durchaus nicht Alles Gold, was glänzt, und unter einem hochansehen Leuchern kann recht wohl ein recht fauler Kern stecken. Wir haben auch durchaus nichts gegen die Eigenhüchlichkeit solcher Leute einzuwenden, nur müßten sie endlich einmal aufhören, sich als etwas Anderes zu betrachten, als ganz gewöhnliche Menschenkinder.

g Die rothen städtischen Sprengwagen, diese untrüglichen Anzeichen des lang ersehnten Frühlingserntes, haben gestern ihre Thätigkeit begonnen. Die letzten trockenen Tage hatten bereits eine Menge Staub auf den Straßen erzeugt, welcher in Folge des herrschenden Windes die Passanten nicht wenig belästigte. Die Sprengwagen haben nun rechtzeitige Abhilfe geschaffen.

Auf sämtlichen Pferdebahnhöfen Berlins gelangten im Monat Februar d. J. im Ganzen 121 Betriebsstörungen und 9 Unglücksfälle zur polizeilichen Kenntniß und Untersuchung. Von den Betriebsstörungen wurden 1 durch Zusammenstoß von Pferdebahnwaggons unter einander, 77 durch Zusammenstöße von Pferdebahnwaggons mit Straßenfuhrwerken und 43 durch andere Umstände veranlaßt. Bei den Zusammenstößen wurden 79 Pferdebahnwaggons und 38 Straßenfuhrwerke beschädigt. Zwei Zusammenstöße wurden durch Verschulden von Pferdebahnfuhrern, 43 durch Verschulden von Privatfuhrern und 33 durch andere Umstände herbeigeführt. Von den Unglücksfällen entstanden 5 beim Auf- oder Absteigen von den Winterperrons, 1 beim Besteigen des Vorderperrons, 1 durch Fall vom Perron und 2 durch Ueberfahren. Unter den Verunglückten befanden sich 7 Fahrgäste und 2 andere Personen. — 8 Unglücksfälle entstanden durch eigene Unvorsichtigkeit und 1 Unglücksfall hatte eine andere Veranlassung.

g. Zu einem Kravall zwischen Pablikum und einigen Schulleuten kam es vorgestern Abend an der Schloßfreiheit bei der Schloßbrücke, als der Schloßplatz von dem Bismarckfestzug geräumt wurde und das Pablikum nun den abgeperrten Straßendammbetreten wollte. Lange mochten die Menschenmassen hin und her bis es doch den verzweifelten Anstrengungen von Fuß- und berittenen Schulleuten gelang, der Situation Herr zu werden. Manche Personen hatten sich förmlich die Kleider vom Leibe gerissen und gelobten sich, niemals wieder in eine derartige Gefahr sich zu begeben.

N. Kirchhofschänder treiben seiner Zeit auf dem alten Kirchhof in unserem Nachbarorte Rixdorf ihr Unwesen. In frecher Weise haben Diebe von dortigen Erbgräbern in der Nacht vom Dienstag zu Mittwoch werthvolle Rosenkränze gestohlen. Leider fehlt von den Dieben bisher noch jede Spur.

a Einbruch. Gestern Abend zwischen 6 und 9 1/2 Uhr fand in der Elsserstraße 83 Hof, im Seitenflügel, 1 Treppe hoch belegene Wohnung des Klempnermeisters Sch. Diebe

ich schon seit langer Zeit liebe — viel länger als Du denkst, Onkel — ich war noch ein Kind, als er sein erstes Examen machte und zuweilen in unser Haus kam, ihm, den ich schon seit jener Zeit liebe, und von dem ich weiß, daß er mich trotz Allem was vorgefallen, und trotz des Leumunds — Du nimmst mir's nicht übel, Onkel — in dem Du bei vielen Leuten fehlst, aufrichtig liebt, einen Beweis der Aufrichtigkeit meiner Liebe gegeben, und ihm bringe ich das kleine Opfer gern.“

„Das kleine Opfer? Es kann Dein ganzes Vermögen kosten!“

„Ich will nur hoffen, daß mein Vermögen ausreicht. In Bethesda findet er einen Arzt, zu dem ich unbedingt Vertrauen habe, einen Arzt, der schon Vielen, die auf Geneung nicht mehr hoffen durften, die Gesundheit wieder gegeben hat — Fritz Rodenburg. Bis jetzt habe ich noch keine Nachricht von ihm, ich erwarte aber dieselbe jeden Tag.“

„Emmy, Kind, nimm Vernunft an! Es ist ein jugendlicher Leichtsinns von Dir, daß Du Dein ganzes Vermögen hingiebst für einen so zweifelhaften Erfolg; nur fünf-tausend Thaler giebt mir, sie genügen mir vorläufig, um wenigstens den Revers einlösen zu können, welchen ich Charlotte gab.“

„Wie gesagt, Onkel, ich habe die Disposition über meine Erbschaft, die mir ohnehin wie ein Sündengeld erscheint, Wilhelm übertragen.“

„Undankbare! Leichtsinnsige! Ich verstoße Dich! Ich weise Dich aus meinem Hause! Ich sage mich los von Dir.“ schrie Amberg während, „wenn Du nicht diese Verfügung über das Geld rückgängig machst.“

Emmy suchte die Achseln. „Ich würde es sehr bellegen, Onkel, von Dir verstoßen und für undankbar gehalten zu werden. Ich weiß, daß ich Dir zu Dank verpflichtet bin, und ich denke auch, ich habe Dir bewiesen, daß ich Dich lieb habe wie eine Tochter ihren Vater — das aber kannst Du nicht verlangen, daß ich meiner Liebe entsage, und daß ich unterlasse, das Geld, was ich durch ein Unrecht erworben habe, zum Heile Anderer

mittels Nachschlüssels oder Dietrichs durch drei verschlossen gewesene Thüren eingedrungen und haben daraus Wertpapiere und Goldflachen im Betrage von 1789 Mark entwendet, welche im verschlossenen Wäschespind verwahrt gewesen waren. Die Wertpapiere bestanden aus 4 Stück Berlin-Dresdener Eisenbahn-Stammaktien zu 100 Mk., Nr. 28,924, 28,925, 28,456—7; ferner aus 2 Stück 4 1/2 prozentige Stettiner National-Hypothekerpfandbriefe zu 600 resp. 300 Mk. Unter den gestohlenen Goldflachen befinden sich ein Trauring ges. O. B. 1875, eine goldene Damen-Remontoir-Uhr, ein Medaillon, Broche mit Bommel, besetzt mit rothen und weißen Perlen. Die Familie befand sich während der angegebenen Zeit in dem im Vorderhause belegenen Geschäftsladen, und die Wohnung war ohne Aufsicht. Der resp. Diebe sind noch nicht ermittelt.

a. Unglücksfall. Ein drei und ein halbes Jahr alter Knabe, Sohn des Schneidermeisters Kuch auf Grünen Weg, stielte am 23. v. Mts., auf einem Stuhl sitzend, mit seinen Geschwistern und versuchte, seinem Bruder ein Spielzeug aus der Hand zu reißen. Hierbei stürzte das Kind rücklings vom Stuhl auf den Fußboden und zog sich einen Schädelbruch zu, an welchem das Kind vorgestern verstarb.

N. Wegen des Verdachtes, einem Kaufmann G. aus Berlin 550 M. entwendet zu haben, wurden bekanntlich seiner Zeit 3 Personen in Rixdorf verhaftet. Während zwei der Verhafteten bald wieder in Freiheit gesetzt wurden, blieb die dritte Person in Untersuchungshaft. Auf Grund der seitens des Untersuchungsrichters Herrn Nisch in Rixdorf vor Kurzem hier vorgenommenen Untersuchung ist nunmehr auch die dritte Person aus der Haft entlassen worden.

N. Von einem äußerst heftigen Krampfanfall wurde gestern Nachmittag ein zirkel 12-jähriges Mädchen am Dönhofsplatz befallen. Der Anfall war von einer derartigen Heftigkeit, daß das Kind in die Portierloge des Abgeordnetenhauses geschafft und dort in ärztliche Behandlung gegeben werden mußte. Erst nach längerer Zeit gelang es, das Kind soweit zum Bewußtsein zurückzubringen, daß es die Wohnung seiner Eltern angeden und so nach Hause geschafft werden konnte.

N. Eine Wasserleiche wurde gestern früh im Berliner Schiffahrtskanal ans Ufer geschwemmt und von dort mit ihren Rähnen vor Anker liegenden Schiffen ans Land gezogen. In der Leiche wurde ein seit voriger Woche spurlos verschwundener, am Kottbusser Damm wohnender Arbeiter P. rekonosziert, welcher seit längerer Zeit an Geisteskrankheit gelitten und in seinem krankhaften Zustande freiwillig den Tod im Wasser gesucht haben dürfte.

N. In selbstmörderischer Absicht stürzte sich gestern früh eine ca. 50-jährige ansehende den besseren Ständen angehörige Frau von der Kottbusser Brücke in den Landwehrkanal. Passanten, die den Selbstmordversuch mit angesehen hatten, veranlaßten mehrere dort mit ihren Rähnen vor Anker liegende Schiffe, zur Rettung herbeizueilen und gelang es diesen, die Lebensmüde, wenn auch bewußtlos, so doch noch lebend ans Land zu schaffen. Die Lebensmüde, die später als eine Wittwe P. rekonosziert, wurde auf Anordnung der Revier-Polizei mittelst Krankenwagen nach der königlichen Charité geschafft.

Polizei-Bericht. In der Nacht zum 31. v. M. erhängte sich eine Frau in ihrer in der Lindenstraße belegenen Wohnung. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — Am 31. v. M., Vormittags, sprang eine Frau aus dem Fenster ihrer in der Mantuffelstraße 2 Nr. hoch belegenen Wohnung auf den Hof hinab und erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß sie nach Bethanien gebracht werden mußte. — An demselben Tage Mittags wurde ein 9 Jahre alter Knabe in der Frühlingsgestraße von einem Fuhrwerk überfahren und erlitt dabei einen Bruch des rechten Fußes. — Am Nachmittag desselben Tages verunglückte auf dieselbe Weise ein 5 Jahre alter Knabe in der unbenannten Straße am Schleifens Bahnhofs, indem er von einem Arbeitsfuhrwerk überfahren wurde und einen doppelten Bruch des linken Unterschenkels erlitt. — Zu derselben Zeit glitt der Kutscher Klar in der Fennstraße während der Fahrt von seinem Wagen, wurde überfahren und erlitt eine so starke Quetschung des linken Fußes, daß er nach der Charité gebracht werden mußte. — Um dieselbe Zeit wurde der Kutscher Figner in der Friedrichstraße von einer Droschke überfahren und erlitt dabei einen Bruch des rechten Fußgelenks, sowie Kontusionen im Gesicht, an der linken Schulter und am linken Kniegelenk.

## Gerichts-Zeitung.

Prozeß Hirsch. Die umfangreiche Beweisaufnahme fiel besonders für den Angeklagten Hirsch höchst unglücklich aus, er hat bei seinen Häufelkäufen die Verkäufer mit völlig werthlosen Hypotheken furchbar „hineingelegt“. Der Staatsanwalt Assessor Meyer, leitete sein Plaidoyer mit der Bemerkung ein, daß der Angeklagte Hirsch ein Hochstapler der allergeringsten Sorte sei, der es vermöge seines weltmännischen, gewandten Benehmens und durch eine auf erborgtem Glanze beruhende Lebensweise verstanden habe, das Vertrauen einer großen Anzahl Personen sich zu erwerben, um dasselbe in der schmach-

zu verwenden, damit es nicht mir selbst zum Unheil gereicht . . . Es ist ein Sündengeld!

„Schweige mir von Deinen Gewissensstrupei. Es handelt sich hier um meine Existenz. Du bist undankbar, Du verdienst nicht, daß ich Dich wie eine Tochter geliebt habe.“

„Ich bin nicht undankbar, Onkel, und wenn es nicht Wilhelm's wegen geschähe, ich würde Dir das Geld nicht vorenthalten; ich würde es Dir mit Freuden geben.“

„O, mein Himmel, mit welchen Widerwärtigkeiten hat man zu kämpfen!“ rief Amberg, indem er von Neuem mit großen Schritten auf und ab ging, lebhaft gestikulierend wie ein Rasender.

Emmy blickte ihn eine Weile theilnahmevoll an.

„Onkel,“ sagte sie nach einer Pause, „vielleicht bleibt nach seiner Genesung von dem Gelde noch so viel übrig, als Du brauchst.“

„Du hast es ihm übergeben, er wird es nicht herausgeben. . . Du mußt Dich ganz und gar von ihm loslagern, überlaß ihn seinem Schicksale. Er ist verrückt, unheilbar verrückt, sage ich Dir; überlaß ihn den Irrenhäusern oder der Pflege der Seinigen, was geh's Dich an? . . . Willst Du Dein Leben leiten an einen Narren? . . . Hundert andere und bessere Partihien stehen Dir in Aussicht; nimm Vernunft an, Mädchen.“

„Ich würde für die Zeit meines Lebens unglücklich, Onkel, wenn es wahr wäre, was Du sagst, daß er unheilbar ist; um so mehr aber würde ich mich für verpflichtet halten, für ihn zu thun, was in meiner Macht steht.“

„Den letzten Heller für ihn hingeben?“

„Gewiß!“

„Um ihn nie wieder zu sehen?“

Emmy seufzte.

Es klopfte an der Thür.

„Wieder eine neue Hiobspost?“ rief Amberg, sich unwillig umsehend. „Es scheint, als ob heute alles Unheil zusammenläme.“

Es war ein Dienstmädchen, das den Besuch eines Herrn anmeldete, der Fräulein Amberg zu sprechen wünsche.

schichten und gewissenlosesten Weise zu mißbrauchen. Er sei ein „Häuserdieb“ der mit seltenem Raffinement und großer Ausdauer seine Opfer ungarnt und ausgebeutet habe. Sodann jeden einzelnen Fall detailirend, hält der Staatsanwalt die Anklage gegen Hirsch in allen Punkten aufrecht und schließt sein feindseliges Plaidoyer mit dem Antrage, denselben mit einer Gefängnißstrafe von acht Jahren und zehn Jahren Ehrverlust zu belegen. In Betreff der Angeklagten Altschwager und Steinlein hält der Staatsanwalt es für erwiesen, daß dieselben bei der Affaire des Neutenants v. B. von den untreuen Absichten des Hirsch Kenntniß gehabt haben und, um die in Aussicht gestellte Provision nicht zu verlieren, denselben wenigstens durch Stillschweigen unterstützten. Auch die Kriterien der Greppression, welchen Delikten diese beiden Angeklagten ebenfalls beschuldiget werden, hält der Staatsanwalt durch die Thatsache als vorliegend, daß dieselben durch eine Drohung des Herrn v. B. zur Zahlung eines Theils der Provision veranlassen wollten. Er beantragte gegen Altschwager und Steinlein eine Gefängnißstrafe von je sechs Monaten. Auch der vierte Angeklagte Haack habe sich dadurch in einem Falle des Betruges schuldig gemacht, als er bei dem Hausverkauf des Restaurateurs Wille an Hirsch, dem Verkäufer wesentlich falsche Angaben zu Gunsten des Letzteren machte. Wegen Haack bringe er dieselbe eine Gefängnißstrafe von 4 Monaten in Antrag. Der Verteidiger der ersten drei Angeklagten, Rechtsanwalt Dr. Friedmann, erklärte juristisch, daß er mit aller Energie die Freisprechung der Angeklagten Altschwager und Steinlein's beantragen müsse und begründete sodann diesen Antrag durch den Nachweis, daß von einem betrügerischem Zusammenwirken derselben mit dem Angeklagten Hirsch in der v. B.'schen Affaire keine Rede sein könne, sowie deren Handlungen überhaupt aus dem Rahmen einer reellen Vermittelungsthatigkeit nicht herausgetreten wären. In Betreff des Hirsch suchte der Verteidiger auch Strafthaten in ein milderes Licht zu setzen. Rechtsanwalt Dr. Flatau plaidierte sodann mit gleicher Energie für die Freisprechung seines Klienten Haack, hierauf nahm der Angeklagte Hirsch das Wort und versicherte seine Unschuld. Ich bin kein Redner, sagte er, ich war immer einsilbig und kann mich daher nicht ausdrücken. Ich habe nichts Böses gethan und bin nicht ein derartiger Mensch, wie man mich hier schildert. Aus der Zeit herausgerissen, hat Alles freilich den Schein gegen mich. Aber bedenken Sie, es war im Jahre 1882 . . . Landgerichts-Direktor Bachmann: Das geht uns nichts an, was im Jahre 1882 war. — Angell: Ich bitte, Herr Präsident, unterbrechen Sie mich nicht. — Vors.: Sprechen Sie also nur über das, was in der Verhandlung vorgekommen ist. — Angeklagter: Ich kann mich nicht ausdrücken. — Vorsitzender: O ja, Sie haben uns ja bogenlange Schriftsätze übergeben. — Angeklagter: Ich bin kein Schwindler, ich bin ein gerader offener Charakter. Nach dem Ansehen dürfen Sie nicht urtheilen, sondern nach den Thatsachen. — Vors.: So viel Vertrauen können Sie zu Ihren Richtern haben. — Hirsch sucht sich nun unter der größten Erregung reinzurufen, wobei er wiederholt vom Vorsitzenden zur Sache gerufen wird, da er über Dinge spricht, die in der Verhandlung gar nicht vorgekommen sind. Endlich schließt der Angeklagte mit der Bitte um seine Freisprechung. Das Urtheil des Gerichtshofes lautete gegen Hirsch auf sechs Jahre Gefängniß, wovon drei Monate als verbüßt erachtet wurden und fünf Jahre Ehrverlust. Die Angeklagten Altschwager, Steinlein und Haack wurden dagegen der ihnen zur Last gelegten Strafthaten nicht für schuldig erachtet und demzufolge freigesprochen.

Die Privatklage des aus Berlin gewiesenen Schriftstellers Herrn Adolph Rohut gegen den Redakteur der „Wahrheit“, Hector de Broussier, gelangte gestern vor der 98. Abtheilung des Schöffengerichts zur Verhandlung. Ersterer war durch einen Substituten des Rechtsanwalts Dr. Sello, letzterer durch den Rechtsanwalt Stein vertreten. Derselbe stellte vor Eintritt in die Verhandlung unter der Behauptung, daß der Kläger Ausländer sei, einen Verjaehrungsantrag und verlangte eine Sicherheitsleistung in Höhe von 50 Mark. Da der Vertreter desselben sich erbot diesen Betrag sofort zu hinterlegen, wurde der Verjaehrungsantrag abgelehnt und in die Verhandlung eingeleitet. Inkriminirt sind 4 verschiedene Artikel in Nr. 39 der „Wahrheit“ vom 27. September v. J. Der erste ist „Jüdische Geographie“ überschrieben, und ist darin die Ausweisung des jüdischen Dr. Kobut aus Ungarn mit seiner Auswanderung nach Jerusalem persifliert. — Der zweite Artikel ist eine Briefkasten-Notiz aus Düsseldorf, in welcher die frühere Thätigkeit des Privatklägers als Redakteur der „gouvernementalen“, „Düsseldorfer Zeitung“ und als Reichs während seines Aufenthalts dort einer äußerst absprechenden Kritik unterzogen worden ist. U. A. wurde er als „ein jüdischer jüdischer Mensch aus Ungarn“ bezeichnet und seine Gattin, die damals am Stadttheater als Primadonna unter dem Theaternamen „Manslein“ war, in schlimmer Weise ordächtigt. Nach der Notiz wird auch diese als eine „Jüdin“ untergeordnetester Art hingestellt und von derselben ehrenrührige Dinge behauptet. Der dritte Artikel ist „Monolog eines Prejuden“ und der vierte

„Mich?“ fragte Emmy erstaunt. „Ein fremder Herr? Ich wüßte nicht . . .“

Sie konnte nicht vollenden. Das Dienstmädchen bei Seite schiebend, trat der Mann, von welchem man eben gesprochen, ein, der Assessor Wohlfaht, der junge, geistreiche Justiz, den wir bereits in Bethesda kennen lernten, und der nach wenigen Tagen seines Aufenthalts als geheilt entlassen werden konnte, geheilt durch die geniale Kur des Doktor Rodenburg.

Mit einem Ruf der Freude flog Emmy in seine Arme, während Amberg finster d'reinschaute und stummer Zeuge des Wiedersehens war.

„Du hier? Du schon wieder zurück?“ rief Emmy.

„Ja, und zwar geheilt. Das Uebel wird nicht wiederkehren, ich weiß es; auch keine Spur hat sich seit dem Tage meiner Abreise von Bethesda gezeigt — die böse Biene ist für immer verschwunden. . . . Nun Emmy, steht unserm Glück nichts im Wege. . . . Herr Amberg verzeihen Sie, daß ich Sie nicht früher zum Mitwieser des Bündnisses unserer Herzen machte. Sie vertreten Vaterstelle an Emmy, wir ditten um Ihren väterlichen Segen.“

„Um meinen Segen, Herr Wohlfaht? Es scheint Emmy wenig daran zu liegen; noch eben erklärte sie, daß sie lieber mich und mein Haus verlassen würde, als mir einen thätlichen Beweis ihrer kindlichen Liebe und Dankbarkeit zu geben.“

„Ich habe mich nicht geweigert, Dir den Beweis, von dem Du sprichst, zu geben.“ nahm Emmy das Wort. „Ich durste Dir nicht mein kleines Vermögen zur Verfügung stellen, so lange ich Wilhelm nicht wieder gesund in meinen Armen hielt; jetzt ist das etwas Anderes. . . . Wilhelm, hast Du etwas dawider, wenn wir die Hälfte meiner Rodenburg'schen Erbschaft meinem Onkel überlassen?“

„Durchaus nichts, Emmy! Ich finde es natürlich, daß Du Dich Deinem Pflegevater dankbar erweise; ich würde unrecht handeln, wollte ich Dir davon abrathen. . . . Ich hoffe, Emmy, wir werden auch ohne Dein Vermögen glücklich sein können, wenn Du mit den bescheidenen Aussichten, die Dir ein Kreisrichter bieten kann, zufrieden bist.“ (F. f.)

Die Jüdin und ihr Kindelein" überschrieben. In dem ersten ist ohne Namensnennung der Hohn über einen nun doch Ausgewiesenen ausgegossen, dessen Wangen einmal von jarten Händen berührt worden sind. In dem letzten ist in höchst verlegender Form der Privatkläger als der „schöne Adolph“ hingestellt, welcher seine Lehrzeit hinter dem Badentisch verbracht und sich als für einen Journalisten genügend vorgebildet erachtet habe. Als er zum Militär eingezogen werden sollte, sei es seiner Mutter, der schlaun Jüdin, gelungen, der Behörde ein Schnippchen zu schlagen und ihr Herzblättchen vom Militär zu befreien. Am Schlusse heißt es „Kobut habe, um Gelegenheit zur Rückkehr nach Ungarn zu erlangen, die Berliner Polizeibehörde „um seine Ausweisung gebeten.“ — Auf den Antrag des Angeklagten sind zum Erweise der Wahrheit der Kriminalkommissar Abel, der Journalist Wachter aus Düsseldorf und der Redakteur Kaufangel vernommen worden. Während die beiden Letzteren Kobut als einen guten Gesellschafter bezeichneten, auf den die in der intimen Notiz aufgestellten Behauptungen absolut nicht passen, hat der Exzere über Verdicten ungünstiger Art Mitteilung gemacht. — Aus vorgelegten Urkunden wird konstatirt, daß Kobut mit 18 Jahren das Abiturienten-Examen gemacht, daß er jüdische Theologie studirt und auf der Universität in Jena promovirt hat. Seine Ehefrau ist als evangelische Christin in Dresden geboren. Der Vertreter des Privatklägers plaidirt bei dieser Sachlage, wo sämtliche Verdächtigungen auf das Unzweifelhafteste widerlegt sind, auf eine empfindliche Strafe. Der Gerichtshof fand aber Verleumdungen nur in dem zweiten und vierten Artikel; in dem ersten vermisst er eine Ehrverletzung, und in dem dritten sei die Bezugnahme auf den Privatkläger nicht erwiesen. Bei der Strafabmessung sei ersichernd in Bezug genommen, daß die behaupteten Thatfachen sich als unwahr resp. widerlegt herausgestellt haben, und der Umstand, daß die beleidigenden Angriffe gegen einen Ausgewiesenen gerichtet sind, der sich nicht mehr genügend vertheidigen könne; mildern komme dagegen in Betracht der Standpunkt des Angeklagten als Antisemiten, der es sich zur Ausgabe gemacht habe, die Auswäse des Judenthums zu geißeln und daß er vorliegend der Meinung war, daß Privatkläger hierzu zu rechnen sei. Hieron ausgehend, war eine Verurtheilung des Angeklagten zu 75 Mark auszusprechen.

**Neu-Ruppin, 30. März.** Verurtheilt. Am Freitag und Sonnabend standen vor dem Schwurgericht die beiden Müller-gebrüder Lasse und Proppe. Ersterer hat, wie seiner Zeit ausführlich mitgeteilt, bei seiner Arretirung am 12. November vorigen Jahres durch den Cremen stationirten Gendarm Siepell von einem geladenen sechs-läufigen Revolver Gebrauch gemacht und sowohl dessen Frau als auch den zu Hilfe eilenden Knecht Langer aus Sommerfeld niedergeschossen; die Schüsse auf den Gendarm gingen fehl. Proppe hatte mit dem Lasse zusammen einen schweren Diebstahl begangen und bei seiner Festnahme auf dem Felde bei Warwig aus einer geladenen Pistole auf seine Verfolger zwei Schüsse abgegeben, die glücklicher Weise nicht trafen. Das am Sonnabend in dieser Sache gefällte und verkündigte Urtheil lautet: Lasse wird wegen Mordes zum Tode und wegen versuchten Mordes, Widerstandes gegen die Staatsgewalt und schweren Diebstahls zu 15 Jahren Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 10 Jahre und Zulässigkeit der Polizeiaufsicht, Proppe wegen versuchten Mordes und wegen schweren Diebstahls zu 15 Jahren Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 10 Jahre und Zulässigkeit der Polizeiaufsicht verurtheilt.

**Zur Entschädigungsfrage.** Die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter oder Verhafteter ist noch immer nicht gelöst. Wie nothwendig die Regelung der Angelegenheit ist, das haben eine Anzahl Fälle in den letzten Jahren deutlich bewiesen; auch der nachstehend erzählte ist ein neuer Beweis dafür. Am 20. Dezember v. J. wurde in einem zum Landgerichtsbezirk Glog gehörenden Orte ein Kaufmann verhaftet und nach Neurode ins Gefängniß abgeführt, weil gegen ihn von einem Beamten eine Denunziation wegen eines Sittlichkeitsvergehens bei der Staatsanwaltschaft eingegangen war. Es war fünf Tage vor Weihnachten; die Frau des Mannes war am 18. Dezember, also zwei Tage vorher, erkrankt und konnte sich um nichts kümmern. Die Folge davon war, daß gerade in der besten Geschäftszeit Alles stockte, und als der Mann am 14. Januar aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, weil es sich herausstellte, daß er die ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht begangen hatte, da war er ruiniert: sein Hab und Gut war mit Arrest belegt, eine Arrestlage nach der andern war ihm bereits zugestellt worden, und ehe er die nothwendigen Schritte thun konnte, wurde ihm sein Habe am 19. Januar zwangsweise versteigert. Gleich nach seiner Verhaftung hatte der Betreffende seine Entlassung beantragt, die Strafammer des Gloger Landgerichts aber theilte ihm d. d. 28. Dezember mit, daß seinem Gesuch keine Folge gegeben werden könne. Am 12. Januar erst wurde der Mann zum ersten Male mit den beiden Frauens-

personen, denen er zu nahe getreten sein sollte, konfrontirt. Dabei stellte sich denn sofort heraus, daß die Angelegenheit ganz anders lag, als die Denunziation behauptet hat, und schon am 14. Januar wurde der Mann entlassen. Am 10. Februar wurde ihm der Beschluß der Gloger Strafammer mitgeteilt, der dahin ging, „daß der Angeklagte unter Aufhebung des Haftbefehls vom 19. Dezember v. J. somohl wegen der ihm durch die Verfügungen des Untersuchungsrichters vom 30. Dezember v. J. und 9. Januar d. J. zur Last gelegten Verbrechen, als auch wegen der idell damit konkurirenden Verleumdung der F. außer Verfolgung zu setzen ist, da die Handlungen des Angeklagten nicht geeignet sind, den gesetzlichen Thatbestand der erwähnten Reate darzustellen. Nachdem der Kaufmann diese Nachricht erhalten hatte, wollte er wissen, wer die Denunziation gegen ihn eingereicht habe, um gegen diesen vorgehen zu können. Er wandte sich an die Staatsanwaltschaft in Glog, erhielt aber folgenden Bescheid: Auf Ihre Eingabe vom 18. d. M. werden Sie hiermit benachrichtigt, daß eine Polizeibehörde mich amtlich von dem gegen Sie vorliegenden Verdachte in Kenntniß gesetzt hat, und daß ich zu weiteren Mittheilungen mich nicht berechtigt erachte. Der erste Staatsanwalt Schmidt Glog, den 19. März 1885. — Zu dieser Antwort schreibt uns der Kaufmann: Das ist die Genußnahme für ca. 4 Wochen unschuldig erlittene Untersuchung, für die größte Ehre, für den Verlust von Allem, was zum Lebensunterhalt nothwendig ist; das ist die Entschädigung für die körperlichen Entbehrungen, für das Zusammenleben mit den größten Verbrechern und Spitzbuden, das die Entschädigung dafür, daß ich jetzt mit meiner Familie den größten Nahrungs-sorgen ausgeliefert bin. Ueber den Aufenthalt im Gefängniß schreibt uns der Betreffende: Körperlich war ich sehr angegriffen und auf meine Mittheilung im Gefängniß, daß ich mich sehr unwohl fühle, erhielt ich den salonschen Bescheid: „Na, a bissel fettleibig — noch nicht gewohnt — wird sich schon legen — ein Pulver zum Abführen geben!“ In diesem Zustand wurde ich von Neurode nach Glog gebracht, wo ich in eine Helle zu den größten Verbrechern kam z. B. zu einem Strohweber, der bald darauf zu 15 Jahren Zuchthaus wegen Diebstahls verurtheilt wurde. Ich befand mich in einer Helle, in welcher nach ärztlichem Gutachten nur drei Mann internirt werden sollen, die jedoch mit sieben Mann belegt war. Es würde zu weit führen, wenn wir die Leiden des Internirten ausführlicher schildern wollten. Der Kaufmann schließt sein Schreiben mit den Worten: „Gehefteste Redaktion! Ich möchte freundlichst bitten, wenn Sie so freundlich wären, bei eont. Publikation meiner Affaire einmal anzufragen, ob vielleicht Jemand die Güte hätte, mir einen Vorstoß zum Anfange eines Geschäfts zu geben, oder ob ich irgendwo einen Posten erhalten könnte, um aus diesen Nahrungs-sorgen herauszukommen!“ Wir legen die Fragen unseren Lesern vor und stehen eornit. mit näheren Details und dem Namen des Kaufmannes zur Verfügung. („Vote aus dem Riesengebirge“.)

**Soziales und Arbeiterbewegung**

**Basel, 30. März.** Der Streik der Handwerker, der in letzter Woche unsere Stadt in nicht geringe Aufregung versetzte, ist Sonnabends gütlich beigelegt worden. Die Seidenindustrie Basels ist in Folge ausländischer Konkurrenz und ungünstiger Zollverhältnisse in den letzten Jahren derart zurückgegangen, daß von ca. 25 Handfabriken nur noch etwa 12 im Betrieb sind und daß diese selbstverständlich auf die Löhne drücken müssen. Die angegebene Firma Basels (Hans Franz Sarasin) sah sich seit längerer Zeit zu derselben Maßregel genöthigt, so daß die Wochenlöhne auf ca. 18 Fr. reduziert wurden, was verheerend n Arbeitern ein höchst misliches Auskommen gewährt. Die Folge war, daß einige Hundert der Betroffenen die Zeit eingelaufener größerer Beteiligungen zum Streik benutzten, dessen Zweck war, 30 vSt. Lohnerhöhung zu erzwingen. Nach längerer Unterhandlungen wurden von beiden Seiten der Chefs die erhöhten Löhne zugesagt. Die namentlich zur Sprache gebrachten Uebelstände, daß das die Arbeit vertheilende Personal zu rücksichtslos verfährt, wurde von den Prinzipalen anerkannt und dadurch aufgehoben, daß Vertreter der Arbeiterschaft, gleichsam als Volkstribunen, direkt mit den Chefs zu verkehren haben. Unordnungen oder Unziemlichkeiten kamen während der ganzen Arbeitseinstellung keine vor; die männlichen Arbeiter sowohl als die weiblichen begaben sich nach erlangtem Zwecke wie in einem Festzug wider an ihre Webstühle.

**Der Unterstützungsverein der Schuhmacher zu Burg bei Magdeburg** erläßt folgenden Aufruf: Kollegen! Am Montag, den 30. März, haben die Arbeiter der mechanischen Schuhfabrik von Wilhelm Haase die Arbeit eingestellt, weil sie für den von W. Haase gestellten Lohn nicht weiterarbeiten können. Es sind nämlich den Zwidern und Bugern pro Paar 2 bis 4 Pf. abgezogen worden, so daß ein Buger, der bisher 10—11 M. verdient hatte, jetzt nur noch höchstens 9 M. ver-

dienen kann. Und damit soll nun bei den jetzigen Verhältnissen eine Familie von 3—5 Kindern durchkommen! Deshalb, Kollegen, laßt den Muth nicht sinken und bringt Euer Scherlein, denn nicht nur die haben den Vortheil, welche den Streik siegreich beenden, sondern wir Alle. Es braucht wohl erst gar nicht erwähnt zu werden, daß neben der Lohnreduktion uns auch noch Strafgeelder auferlegt werden, welche dann ebenfalls noch vom Lohne in Abzug gebracht werden. Also, Kollegen, wir rufen Euch nochmals zu, unterfüßt uns nach Kräften, denn unsere bliesigen Kollegen in den anderen Fabriken sieben ebenfalls schon in Lohnbeserzungen mit dem Arbeitgeber. Die Zahl der Streikenden beträgt 36, und ist hauptsächlich der Buszug nach hier fern zu halten. Gelder nimmt entgegen August Puhlmann, Brahmstraße 815, Briefe u. s. w. der Unterzeichneter. Burg bei Magdeburg, 31. März 1885. J. A.: Gustav Schulz, Schartauerthor Nr. 1135b, Bevollmächtigter des Unterstützungs-Vereins deutscher Schuhmacher.

**Vereine und Versammlungen.**

Die am Dienstag Abend vom Bezirksverein des werththätigen Volkes im 29., 30. und 31. Wahlbezirk in Golle's Lokal, Linienstr. 30, abgehaltene Versammlung endete mit politischer Auflösung. — Nach einem Vortrage des Schuhmachermeisters Herrn Engler über „den Kampf ums Dasein“, in welchem derselbe vielfach die Lehren des „Nazareners“ lobend erwähnte, erhielt Herr G u t s c h e das Wort und meinte selbstiger, daß die Lehren des Nazareners dem Arbeiterstande weniger nützen könnten. Hierauf erfolgte die Auflösung seitens des Polizeihauptmanns G y p p e. Auf Befragen nach dem Grunde, theilte derselbe mit, daß die Auflösung aus „allgemeinen sittlichen“ Gründen erfolgt sei.

Den Metallarbeitern Berlins theilt der Vorstand des Fachvereins der Nähmaschinenarbeiter zc. mit, daß derselbe in der Lage war, eine weitere Rote von 190 M. an die streikenden Bielefelder abzugeben.

**Kleine Mittheilungen.**

**Halle a. S., 31. März.** Aus Gießen wird der „R. Pr. Nig.“ gemeldet, daß im Ernstschacht bei Selbra gestern dreißig Kilo Dynamit explodirt sind. Zwei Bergleute sind todt, mehrere verlegt.

**Königsberg.** Der von Jürich als Professor der Physiologie nach Königsberg berufene Prof. Hermann hat sich, wie man nach der „Frankf. Z.“ erfährt, im vergangenen Jahre mit seiner ganzen Familie taufen lassen.

**München, 30. März.** In der Nacht von gestern auf heute sind in verschiedenen Stadttheilen massenhaft Flugblätter verbreitet worden, welche auf die Bismarckfeier Bezug haben, und erfolgten hierwegen zahlreiche polizeiliche Haus-suchungen. — Das klingt ja fürchtbar geheimnißvoll.

**Briefkasten der Redaktion.**

**F. S., Stralauerplatz.** Wenn Sie das Mitgetheilte nicht als Thatjache erweisen, dürfen Sie wegen falscher Anschuldigung zur Verantwortung gezogen werden. Ein solches Vergehen wird mit Gefängniß nicht unter einem Monat bestraft, auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

**F. W., Alexandrinenstraße.** Wenn der junge Menich sich wirklich nicht von seinem Vorhaben abbringen läßt, so lassen Sie ihn gewähren. Nur muß er bedenken, daß allein Konsequenz und Ausdauer zum Ziele führt.

**Ein Abonnent.** Einen Rath können wir Ihnen in solcher Angelegenheit nicht geben.

**H. S., Weinstraße.** Es stehen in den laufenden Etats zur Verfügung der Flotten von England 216 235 400 M., Frankreich 112 496 000 M., Rußland 108 531 190 M., Italien 46 118 840 M., Deutschland 37 990 300 M., Holland 21 717 720 M., Oesterreich 7 546 340 M.

**J., Pionierstraße.** Wir bedauern, Ihnen über die Zusammenlegung der Stigire und Medicamente keine Auskunft geben zu können.

**Abonnent in G.** Der 27. September 1886 war ein Donnerstag.

**Wilhelm R. Neue Friedrichstr.** Die Einlassungsfrist beträgt in Landgerichtsprozessen 1 Monat; bei Amtsgerichts-sachen 3 Tage; in Urkunden- und Wechsel-sachen 3 Tage; wenn an einem anderen Orte zugestellt wird 1 Woche. Alle diese Fristen kann der Richter auf Antrag des Klägers verkürzen. Ist die gesetzliche resp. die richterlich verkürzte Frist nicht innegehalten, so hat der Richter, auch wenn der Beklagte nicht erscheint, den Antrag des Klägers auf Erlass eines Veräummis-Urtheils zurückzuweisen.

**St. B. Stallgerstr.** In der Nachahmung einer Annonce durch einen Konkurrenten liegt an und für sich weder Verleumdung noch sonst ein Verbrechen.

**Theater.**

**Königliches Opernhaus.**  
Heute und morgen: Keine Vorstellung.

**Königliches Schauspielhaus.**  
Heute und morgen: Keine Vorstellung.

**Deutsches Theater.**  
Heute: Hamlet.

**Belles Alliance-Theater.**  
Heute: Amerikanisch.

**Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.**  
Heute: Gasparone.

**Central-Theater:**  
Alte Jakobstraße 30. Direktor: Ad. Ernst.  
Heute: Der Walzerkönig.

**Residenz-Theater:**  
Direktion Anton Anno.  
Heute: Zum 1. Male: Der Kernpunkt. Darauf: Die Schulmeisterin.

**Walhalla-Operetten-Theater:**  
Heute: Der Feldprediger.

**Louisenstädtisches Theater:**  
Heute: Graf Eber.

**Ostend-Theater:**  
Heute: Vorbeerbaum und Bettelstab.

**Wallner-Theater.**  
Heute: Ein weißer Hahn.

**Victoria-Theater.**  
Heute: Sulfurina.

**Alhambra-Theater.**  
Heute: Unter der Erde, oder: Die Nacht der Arbeit.

Am Sonntag, den 29. März, entriß mit der unerbittlichen Tod meine brave Frau Gertrude. Derselbe starb am Kindbettfieber und ließ mich mit fünf unermöglichten Kindern zurück. Die Beer-digung findet heute (Donnerstag) vom südlichen Kranenbauwe Moabit nach dem St. Pauls Kirchhof, Nachmittags 5 Uhr, statt. Um stilles Beileid bittet  
**Karl Schrotte.**

Die Nr. 15 der humoristischen Blätter  
**„Der wahre Jacob“**  
ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben.

en gros. **Cigarren- u. Tabak-Handlung** en détail.  
**Fritz Goercki**  
Berlin SO., Admiralstraße 40 (frühere „Linde.“)  
Import echter Havana, Lager aller Sorten Rauch- und Schnupftabake.  
Reich assortirtes Lager echt türkischer, russischer und amerikanischer Cigarretten und Tabake.  
Echt Nordhäuser Kautabake.

**August Herold**  
Berlin SO., 112 Skalitzerstrasse 112.  
**Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren-Magazin**  
Eigene Fabrik. Solide Preise. Prompte Bedienung. 490

584  
**Möbel-, Spiegel- und Polsterwaaren** verkauft billigt  
**F. Trapp, Tischlermeister,**  
Berlin SO. Elisabeth-Platz 49, nahe Oranienplatz.  
**Möbel- und Polsterwaaren-Fabrik** von A. Schulz, Wasserthorstr. 34, empfiehlt nur reelle Möbel unter Garantie. Auch Theilzahlung. 637

Möbel jeder Art werden billig und sauber aufpolirt  
667 Fohlerstr. 52, Quergebäude 4 Tr. rechts.  
Soeben erschien:  
**Die Erlösung der dar-benden Menschheit**  
von **R. Theod. Stamm.**  
Preis 2,50 M.  
Zu haben in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstraße 44.